

# Spielräume einer befreienden Theologie familialen Lebens

Michael Schübler, Tübingen

## Barmherzigere „Anwendung“ der bisherigen Ehe- und Familienlehre?

Kardinal Walter Kasper hat ja eigentlich Recht mit dem Titel seines viel beachteten Vortrags<sup>1</sup>, den er im Vorfeld der ersten Bischofssynode zur Familienpastoral 2014 gehalten hat: Eigentlich hätte die Kirche tatsächlich ein „Evangelium von der Familie“ zu verkünden. Matthias Drobinski von der Süddeutschen Zeitung schreibt: „Sie kennt (...) den Wert des Bleibens und Beharrens, sie denkt in Bindung, Verantwortung, Beziehung und Treue, sie weiß um den Wert des schutzbedürftigen Lebens. Und trotzdem hört sie kaum einer. Sie hat sich unheilvoll verfangen in ihren theologischen und philosophischen Konstrukten.“<sup>2</sup> Damit ist aus der journalistischen Außenperspektive das ganze Dilemma von Kirche, Theologie und Familienrealitäten auf den Punkt gebracht. Während im katholischen Irland per Volksentscheid der Rechtsstatus Ehe für homosexuelle Paare geöffnet wird, kreist die innerkirchliche Auseinandersetzung weiter um die Zulassung von Wiederverheirateten Geschiedenen zur Eucharistie und zum kirchlichen Engagement. Auch wenn sich hier Lockerungen abzeichnen sollten, die ganze Debatte rund um die Familienpastoral wirkt doch weiterhin seltsam weltfremd. Wenn man Pfarrer und pastorale Mitarbeiter\_Innen fragt, dann wird meist klar: Das sind gar nicht mehr die primären Themen vor Ort. Im Gespräch fallen dann Sätze wie: „Wenn ich meine pastorale Arbeit auf die Grenzen der lehramtlichen Vorgaben zu Ehe und Familie beschränken würde, dann kann ich die Hälfte meines Pfarrgemeinderates entlassen und die Pfarrei zusperren.“<sup>3</sup>

In der pastoralen Praxis werden diese Fragen also de facto im Vollzug entschieden. Das allerdings irritiert das Lehramt und so stellt sich die Frage, welche Lehre zieht die Lehre aus veränderter Lebenspraxis. Mit einer Unterscheidung von Niklas Luhmann<sup>4</sup> reagiert man kirchlicherseits bisher fast

<sup>1</sup> Walter Kasper, Das Evangelium von der Familie. Die Rede vor dem Konsistorium, Freiburg/Brsg. 2014.

<sup>2</sup> Matthias Drobinski, Verwirrender Lichtstrahl, <http://www.sueddeutsche.de/panorama/katholische-kirche-verwirrt-von-jedem-lichtstrahl-1.2180439> [Zugriff: 1. 6. 2015].

<sup>3</sup> Das sagte mir der Pfarrer einer urban geprägten Pfarrei im Herbst 2014.

<sup>4</sup> Das findet sich in Niklas Luhmann, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1990, 137–140.

ausschließlich *normativ*. Die Erwartungen an den Lebenswandel der Gläubigen werden trotz ständiger Enttäuschung weiter durchgehalten, nur die Pädagogik wird angepasst. Man könnte allerdings, so Luhmann, auch *kognitiv* reagieren, also die Erwartungen in einer Art Rückwärtskorrektur tatsächlich neu bewerten. Man könnte aus den Praktiken für die normativ-theologischen Erwartungen – etwas lernen.

Walter Kasper also empfiehlt echt gemeinte Barmherzigkeit gegenüber jenen, die das kirchliche Ideal nicht einhalten können. Das ist ein erster, wichtiger Schritt hin zu einer pastoralen Wahrnehmung von Familie. Dennoch kann man der Frage nicht ausweichen, ob Barmherzigkeit im Kontext heutiger Familienrealitäten tatsächlich die theologisch treffende Kategorie ist. Christiane Florin, Redakteurin der „Zeit“-Beilage „Christ und Welt“, ist skeptisch und schreibt in treffender Offenheit:

„Von „Barmherzigkeit“ wird da gesäuselt, als lägen in zweiter Ehe Verheiratete, praktizierende Homosexuelle und andere vom Katechismus nicht vorgesehene Wesen schwer verletzt am Wegesrand, unfähig, sich zu artikulieren, angewiesen auf die Güte des Vorbeireitenden. Da wird Barmherzigkeit zum Synonym für Erste Hilfe von oben herab. (...) Es fehlt der Mut, das Verhältnis von Norm und Wirklichkeit neu zu justieren.“<sup>5</sup>

Christlich engagierte Journalist\_Innen fordern hier zu Recht mehr Risiko und theologische Kreativität. Spätestens seit dem II. Vatikanum ist es katholische Lehre<sup>6</sup>, dass die Kirche auf Veränderungen nicht nur abwehrend normativ, sondern auch kognitiv reagieren kann. Es gibt seither eine theologische Einspruchsfunktion des ambivalenten und verletzbaren Lebens gegenüber allzu glatten theologischen Norm- und Normalvorstellungen. Der Antwerpener Bischof Johann Bonny formulierte das in seinem offenen Brief vor der ersten „Familiensynode“ überragend:

„In den letzten Monaten (...) habe ich mehrfach gehört oder gelesen: ‚Einverstanden, dass die Synode für größere pastorale Flexibilität eintritt, aber an der Lehre der Kirche wird sie nicht rütteln können‘. Manche erwecken den Eindruck, die Synode werde nur über die Anwendung der Lehre sprechen können, nicht aber über ihren Inhalt. Diese Gegenüberstellung von ‚Pastoral‘ und ‚Lehre‘ scheint mir aber zu kurz gegriffen, sowohl in pastoraler wie

<sup>5</sup> Christiane Florin, Wenn das Bett, das wir teilen, als Rose blüht, in: Christ und Welt 49 (2014), <http://www.christundwelt.de/detail/artikel/wenn-das-bett-das-wir-teilen-als-rose-bluht/> [Zugriff: 1.6.2015].

<sup>6</sup> Das begründet Christian Bauer ausführlich in seinem Beitrag.

theologischer Hinsicht. Sie kann sich nicht auf die Tradition der Kirche berufen. Pastoral hat ganz und gar mit der Lehre zu tun, und Lehre ganz und gar mit Pastoral. Beide werden (...) auf die Tagesordnung kommen müssen, wenn die Kirche neue Wege für die Evangelisierung von Ehe und Familie in unserer Gesellschaft öffnen möchte.“<sup>7</sup>

In der gegenseitigen Erhellung von Realität und christlicher Überlieferung verändern sich die Entdeckungsbedingungen von Treue, Sakramentalität oder Unauflöslichkeit. Familientheologische Wichtigkeiten sortieren sich neu, wenn ihre Wahrheit an konkreten Orten auf dem Spiel steht. Genau das ist übrigens mit dem Begriff der Tradition gemeint. Tradition ist ja nicht die Offenbarung selbst, sondern der Begriff für jene Formen, in denen sie sich immer neu ereignet (hat).<sup>8</sup> Vom christlichen Archiv her ist Tradition nicht die Norm, der man sich nur noch unterwerfen kann<sup>9</sup>, sondern eine Erkenntnis-Ressource, um die oft auch verborgene Kraft des Evangeliums im Heute zu entdecken.

## Was heißt heute überhaupt: Familie?

Am Beginn des 21. Jahrhunderts ist aus dem Institutionen-Konnex „Ehe und Familie“ mit seiner klaren Rollenaufteilung ein voraussetzungsreiches Beziehungsnetz geworden, das von Situation zu Situation und von Lebensabschnitt zu Lebensabschnitt neu austariert werden muss. Die Formen, in denen wir unsere engen Intensivbeziehungen leben, werden offener und vielfältiger. Sie richten sich nicht mehr nur an vorgegebenen Mustern aus, sondern an den Lebensanforderungen der eigenen Biographie.<sup>10</sup> Was für

---

<sup>7</sup> Johann Bonny, Die Bischofssynode über die Familie. Erwartungen eines Diözesanbischofs, [http://www.kerknet.be/admin/files/assets/subsites/4/documents/SYN-ODE\\_UBER\\_DIE\\_FAMILIE\\_D.pdf](http://www.kerknet.be/admin/files/assets/subsites/4/documents/SYN-ODE_UBER_DIE_FAMILIE_D.pdf), [Zugriff: 1. 6. 2015], 7 f.

<sup>8</sup> „Man kann also nicht so tun, als wenn die Tradition selbst Offenbarung wäre. Sie ist eine Form ihrer Weitergabe, aber nicht diese selbst“, so Elmar Klinger, in: Erich Garhammer – Elmar Klinger, Von heute her die Geschichte betrachten, und nicht von der Geschichte her das Heute. Ein Gespräch mit Elmar Klinger, LS 64 (2013), 394–400, 398.

<sup>9</sup> Das vertritt etwa Martin Mosebach, Interview „Dieser Papst macht Stimmung“, in: Spiegel 22 (2015) vom 23. 5. 2015, 27–29, 28.

<sup>10</sup> „Die traditionelle Familie mit verheirateten leiblichen Eltern und ein oder zwei Kindern, in der das männliche Elternteil erwerbstätig, das weibliche Elternteil hingegen für die Haushaltführung und Betreuung der Kinder zuständig ist, ist in Deutschland inzwischen eindeutig in der Minderheit. Von den von uns befragten Kindern im Alter von 8 bis 11 Jahren leben zusammengenommen nur 35% in einer entsprechenden Form“, Ulrich Schneekloth – Ingo Leven, Familie als Zentrum. Nicht für alle gleich verlässlich, in: World Vision Deutschland e. V. (Hg.), Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Studie, Frankfurt/M. 2007, 65–109, 72.

Familie entscheidend scheint, ist weniger institutioneller, sondern mehr qualitativer Art. Es sind die „strong ties, also die starken, engen und emotional gesteuerten Beziehungen“<sup>11</sup> zwischen den Menschen, die sich als Familie verstehen. Dann geht es nicht mehr um ein Gerüst fester Rollen, sondern um die Dynamik eines sozialen Beziehungssystems.<sup>12</sup> „Familie verändert sich aufgrund des gesellschaftlichen Wandels von einer selbstverständlichen, quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend voraussetzungsvollen Aktivität von Frauen, Männern, Kindern, Jugendlichen und älteren Menschen, die in Familien leben bzw. leben wollen.“<sup>13</sup>

Bei diesem „Doing Family“<sup>14</sup> spielen auch traditionelle Leitbilder von lebenslanger Treue, Familienzusammenhalt und behüteter Kindheit weiter eine große Rolle.<sup>15</sup> Allerdings nicht mehr unhinterfragt und flächendeckend, sondern quasi immer unter den Testbedingungen, ob sie das halten, was sie versprechen.

Insofern ist auch die begriffliche Orientierung beim Thema Familie nicht mehr eindeutig. Es könnte helfen zumindest drei aktuelle Varianten zu unterscheiden.

Zunächst wird in der Diskussion weiterhin ein klassisch normativer Familienbegriff gebraucht. Gerade in kirchlichen Kontext ist damit meist, recht eng gefasst und naturrechtlich in der Schöpfungsordnung begründet, die bürgerliche Kleinfamilie gemeint, also die in der unauflösbaren Ehe gegründete Gemeinschaft von Mann und Frau mit leiblichen Kindern und einer als natürlich empfundenen Geschlechterrollenaufteilung von Erwerbs- und Fürsorgearbeit.

Die heute sichtbare Vielfalt an biographischen Entwürfen wird dagegen als „Lebensformen“ auf den Begriff gebracht. Hier werden in maximaler Weite alle möglichen Weisen bezeichnet, das eigene Leben zu leben: in Partnerschaft oder zölibitär, im Singleappartement oder im Mehrgenerationenhaus, hetero- oder homosexuell oder irgendwo dazwischen orientiert, mit Kindern oder ohne. Wie Rahel Jäggi schreibt, gehört dabei „der Wunsch, sich hinsichtlich der Gestaltung des eigenen Lebens nicht von (...) Sitten-

---

<sup>11</sup> Schneekloth – Leven, Familie als Zentrum, 65.

<sup>12</sup> Wichtige Impulsgeber waren hier die Systemische Familientherapie und die neuere Kindheitsforschung.

<sup>13</sup> Michaela Schier – Karin Jurczyk, „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung, in: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid (2008), Familienforschung I (2008), 9–18, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-201763>, 9.

<sup>14</sup> Vgl. dazu: Karin Jurczyk / Andreas Lange / Barbara Thiessen (Hg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist, Weinheim – Basel 2014.

<sup>15</sup> Rahel Jaeggi schlägt bei Hegel nach und kann zeigen, wie dessen Familienbegriff bis heute prägend wirkt. Vgl. – Rahel Jaeggi, Kritik von Lebensformen, Berlin 2014, 216–227.

richtern ‚hineinreden lassen‘ zu wollen, zu den unhintergehbaren Komponenten unseres modernen Selbstverständnisses“<sup>16</sup>.

Wenn ich recht sehe, dann positioniert sich drittens die Rede von den „familialen Lebensformen“ ziemlich genau zwischen diesen beiden Varianten.<sup>17</sup> Zum einen sind familiale Lebensformen heute nicht mehr zwangsläufig an die lebenslange Ehe, an die traditionellen Geschlechterrollen, an die Existenz kleiner Kinder oder an einen dauerhaft gemeinsamen Lebensort gebunden. Das „Doing Family“ der Menschen von heute spielt sich in prinzipieller Freiheit gegenüber alten Normierungen ab, ohne diese aber ganz zu verwerfen. Zum anderen ist es aber nicht sinnvoll, jede aktuelle Lebensform familial zu nennen. Zwei Kriterien haben sich herauskristallisiert: verlässliche emotionale Vertrautheit<sup>18</sup> und belastbare Solidarität zwischen den Generationen<sup>19</sup>. Kurz: Partnerschaft und Elternschaft.<sup>20</sup>

Damit ist klar: Familie ist auch begrifflich von einer klar definierten Institution zu einem Kollektivbegriff für die Vielfalt an familialen Lebensformen geworden. Rahel Jäggi schreibt über diese praxisbezogene Neuinterpretation des Familienbegriffs:

„Dessen essentielles Merkmal soll nun die Existenz von Kindern und das Bestehen von Sorgeverhältnissen sein. Darüber hinaus erhebt er einen normativen Anspruch dahingehend, dass man den entsprechenden Gebilden Respekt (ebenenen Respekt, den man ‚traditionellen Familien‘ entgegenbringt) entgegenbringen sollte. (...) Diese Verschiebung im Gehalt des Begriffs nun ist aber keine willkürliche Neudefinition (‘wir nennen jetzt mal etwas ganz anderes ‚Familie‘ als das, was wir früher so genannt haben‘). Wenn wir die neuen Gebilde offensiv ‚Familie‘ nennen, so nehmen wir für sie in Anspruch, dass sie sich in einer Kontinuität mit denjenigen Merkmalen befinden, die wir traditionell mit dem Begriff verbinden.“<sup>21</sup>

Familie verflüssigt sich also, aber sie löst sich als Sozialform nicht auf. Jaeggi wendet sich deshalb sowohl gegen eine liberalistische Privatisierung im Blick

<sup>16</sup> Jäggi, Kritik von Lebensformen, 10.

<sup>17</sup> So auch Schneekloth – Leven, Familie als Zentrum, 65.

<sup>18</sup> Das gilt auch für Familien, die an mehreren Orten leben, sei es beruflich bedingt, sei es durch Trennungen erzwungen.

<sup>19</sup> Familie ist da wo Kinder sind, allerdings nicht nur kleine Kinder: Es geht um das Aufwachsen der kommenden und um die Pflege und den Respekt gegenüber der gehenden Generation.

<sup>20</sup> Singles und alleine lebende Paare wären dann hier begrifflich nicht mit eingeschlossen. Natürlichen haben auch sie Familie, leben aber aktuell in keiner familialen Lebensform. Wobei umstritten bleibt, ob nicht auch Freundschaftsbeziehungen als „Familienersatz“ eben genau das sind: Familie.

<sup>21</sup> Jaeggi, Kritik von Lebensformen, 196 f.

auf Lebensformen, als auch gegen eine normative Unterwerfung unter das überlieferte Familienkonzept. Daran ist eine praktische Theologie familialer Lebensformen anschlussfähig, der es vom Evangelium her nicht egal sein kann, wie Menschen ihr Leben leben, die aber zugleich darum weiß, dass Paternalismus und religiöse Sanktionsmacht keine pastoralen Optionen mehr sein dürfen, weil sie die eigene befreiende Botschaft konterkarieren.

## Aktuelle Familientrends fordern einen Blickwechsel in Theologie und Kirche

Neben dem Basisbefund einer größeren Vielfalt an familialen Lebensformen prägen weitere manifeste Veränderungen die Lebenssituationen von Familien.<sup>22</sup>

- *Gleichberechtigung der Geschlechter*: Mit der Chancengleichheit von Frauen auch in Bildung und Beruf hat sich das Geschlechterverhältnis verflüssigt und auch in der Familie tendenziell angeglichen. Die herkömmliche Aufteilung „Männer im Beruf, Frauen im Heim“ ist nicht mehr selbstverständlich. Das verunsichert, hat aber nicht nur Nachteile. Die „Erosion des konventionellen Ernährermodells“<sup>23</sup> ermöglicht Kindern weniger starre Rollenvorbilder. Sie werden zwar nicht mehr ausschließlich von der Mutter betreut, gewinnen aber den Vater als potenzielle Bezugsperson.
- *Partnerschaftliches Generationsverhältnis*: Das Eltern-Kind-Verhältnis hat sich gewandelt, vom Gehorsamsverhältnis hin zum Verhandlungshaushalt und zu einer partnerschaftlichen Erziehung. Trotz dieser Veränderungen in einer immer komplexeren Lebenswelt besitzt Familie einen ungebrochen hohen Stellenwert. Für viele Jugendliche ist die Familie der wichtigste Knotenpunkt ihres Lebens und für kleine Kinder sind die Eltern weiterhin die entscheidenden Bezugspersonen. Was sich verändert ist aber ihre Funktion. Eltern repräsentieren nicht mehr so sehr die Ordnung von „Geld, Gott und Gesetz“, sondern sie wollen ihren Kindern Geborgenheit, Gesundheit und die je eigenen Werte vermitteln.<sup>24</sup> Kinder lernen in der Familie damit kein gesellschaftsweit ver-

---

<sup>22</sup> Ich beziehe mich dabei auf die Auswertung verschiedener empirischer Forschungsergebnisse, die zu finden sind in Karin Jurczyk – Josefine Klinkhardt, Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familie, die Politik heute kennen sollte, Gütersloh 2014 oder Martin Dornes, Die Modernisierung der Seele. Kind – Jugend – Gesellschaft, Frankfurt/M. 2012.

<sup>23</sup> Jurczyk – Klinkhardt, Vater, Mutter, Kind?, 33.

<sup>24</sup> So Dornes, Modernisierung der Seele, 258–263.

bindliches Normengerüst mehr, sondern weichere, aber grundlegende „Basiskompetenzen“.

- *Reproduktion soziale Ungleichheit*: Was sich leider nicht verändert hat: Familie scheint weiterhin entscheidend an der Reproduktion sozialer Ungleichheit beteiligt zu sein. Der Schulerfolg und die Lebenschancen von Kindern hängen von dem ab, was ihnen durch die familiäre Herkunft ermöglicht wird. Jurczyk und Klinkhardt fassen den empirischen Befund so zusammen: „Kinder aus niedrigeren sozialen Schichten haben es (...) vielfach schwerer, sich in den institutionellen Rahmen des Bildungssystem zu integrieren und dort erfolgreich zu sein.“<sup>25</sup>
- *Längere Lebenserwartung*: Die Menschen leben länger und das verändert alles. Als Jesus den Satz prägte „das soll der Mensch nicht scheiden“, dauerte eine Ehe ein oder zwei Jahrzehnte.<sup>26</sup> Heute können es 50 Jahre und länger sein. Das Nacheinander verschiedener Partnerschaften ist allerdings keine neue Erfindung. „Auch unsere bäuerlichen Vorfahren kannten so etwas wie ‚serielle Monogamie‘, doch bei ihnen wurden die früheren Bindungen stets durch den Tod gelöst, während es bei uns die Scheidung ist (oder im Fall unverheirateter Paare einfach der Auszug aus der gemeinsamen Wohnung).“<sup>27</sup> Der Anspruch lebenslanger Treue in der Partnerschaft dehnt sich damit real auf einen immer längeren Zeitraum aus.
- *Pflege der eigenen Eltern und „Sandwich-Generation“*: Neben der verlängerten Lebenszeit kommt der Pflege der eigenen alten Eltern eine neue Bedeutung zu. Sie wird nicht mehr selbstverständlich von Frauen im privaten Bereich geleistet, sondern wird ebenfalls zum Teil des „Doing Family“. Viel deutlicher ist heute im Bewusstsein: Die Verantwortung familialer Lebensformen beschränkt sich nicht mehr nur auf die Lebensweitergabe, sondern auch auf den Lebensabend. Intergenerationelle Solidarität bekommt eine doppelte Richtung, nämlich gegenüber den Kindern am Lebensanfang und gegenüber den eigenen Eltern am Lebensende. Man spricht von einer Sandwich-Generation, eingeklemmt in eine Verantwortung mit zwei Richtungen: Wenn die eigenen Kinder so langsam „aus dem Haus sind“ und die aktive Verantwortung hier etwas abnimmt, schließt sich nahtlos die Sorge um die eigenen alten, oft pflegebedürftig Eltern an.

<sup>25</sup> Jurczyk – Klinkhardt, Vater, Mutter, Kind?, 105.

<sup>26</sup> So Magnus Striet, Bischof, tu was!, Christ und Welt 50 (2014), <http://www.christundwelt.de/detail/artikel/bischof-tu-was/> [Zugriff: 1.6.2015].

<sup>27</sup> Charles Taylor, Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt/M. 2012, 828.

- *Fehlende Passung familienbezogener Infrastruktur:* Jurczyk und Klinkhardt beschreiben treffend, wie die politische Familienförderung und die realen Lebenslagen von Familien auseinanderklaffen. Bestes Beispiel für dieses „institutional gap“ ist das Ehegattensplitting, das immer auch kinderlose Paare finanziell entlastet, nicht immer aber alle Familienformen mit Kindern oder die Pflege-Verantwortung für die ältere Generation, worum es doch eigentlich geht. Passungsprobleme gibt es außerdem bei der Qualität und zeitlichen Flexibilität frühkindlicher Bildungseinrichtungen (KiTas). Und auch die klassische Familienbildung hat offenbar eine Schlagsseite, denn entsprechende „Maßnahmen verfehlen durch ihre Mittelschichtorientierung nicht selten die Zielgruppe, die ihrer präventiven Unterstützungsleitungen am stärksten bedürfen“<sup>28</sup>.

Theologie und Kirche stehen damit beim Thema Familie vor großen Herausforderungen. Die traditionelle kirchliche Ehe- und Familienlehre ist für eine Lebensrealität formuliert, die heute nicht mehr existiert. Stattdessen ist die Gesellschaft im ethisch verantworteten Umgang mit Partnerschaft und Familie unter Freiheitsbedingungen teilweise weiter als manche Teile von Kirche. Und das Volk Gottes scheint in seiner Weite manchmal näher am Zeugnis für gelingendes Leben in den Ambivalenzen der Gegenwart, als man es in Lehramt und Kirchenleitung wahr haben will.

Was ansteht ist der Abschied von einem naturrechtlich grundierten und dann personal-moralisch aufgeladenen katholischen Familialismus, der als Familie nur eine vorformatierte Normaldefinition gelten lässt und alle anderen Lebensformen faktisch abwertet.<sup>29</sup> Stefan Dinges schrieb bereits an der Jahrtausendwende im Handbuch Praktische Theologie unmissverständlich: „Diese unterscheiden sich eher in ihren Entstehungsgeschichten und Rahmenbedingungen von ehelichen Lebensgemeinschaften als in ihren Inhalten und Zielen und haben einen eigenständigen Ort in der Beziehungslandschaft. Angesichts dessen ist es unhaltbar, die bürgerliche Kleinfamilie zu idealisieren (Familiarismus) und alle anderen Formen von Lebensgemeinschaften als defizitär zu qualifizieren.“<sup>30</sup>

<sup>28</sup> Jurczyk – Klinkhardt, Vater, Mutter, Kind?, 188.

<sup>29</sup> Christoph Morgenthaler schreibt: „Die traditionelle Kernfamilie steht in vielerlei Hinsicht immer wieder im Zentrum kirchlicher Arbeit und theologischer Reflexion. Dieser ‚Familialismus‘ der kirchlichen Arbeit muss kritisch befragt werden.“ Christoph Morgenthaler, Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis, Stuttgart 2002, 52.

<sup>30</sup> Stefan Dinges, Lebensgemeinschaften, in: Herbert Haslinger u. a. (Hg.), Handbuch Praktische Theologie, Bd. 2 Durchführungen, Mainz 2000, 86–98, 86.



## Probleme des katholischen Familialismus

Pastoralgeschichtlich erscheint die kirchliche Verteidigung ihres normativen Familienbildes als ein verspätetes Rückzugsgefecht der verblassenden „societas perfecta“. Als „societas perfecta“ verstand sich Kirche im Gegenüber zu den entstehenden Nationalstaaten als die je bessere Gesellschaft. Ihr ist im „depositum fidei“ die Wahrheit einer guten Ordnung anvertraut, der guten Ordnung eines souveränen Gottes. Und möglichst viele Menschen müssen der aktuellen Interpretation dieser Ordnung unterworfen werden, denn nur in ihr gibt es Heil.

Doch die Durchsetzung einer gut gemeinten Ordnung bedeutete für viele Menschen zugleich Unterdrückung und unendliches Leid. Es genügt hier an drei allgemein bekannte Beispiele zu erinnern.

*In Bezug auf den Kosmos:* Weil man im 17. Jahrhundert glaubte Gottes Schöpfungskosmos schützen zu müssen, wurde Galilei verurteilt – und 1992 rehabilitiert.<sup>31</sup>

*In Bezug auf die Gesellschaft:* Weil man bis Mitte des 20. Jahrhunderts glaubte, Gott gegen die Freiheit des Menschen schützen zu müssen, wurden Demokratie und Menschenrechte als Irrtümer verurteilt – und im Vaticanum II anerkannt.

*In Bezug auf die biographische Lebensführung:* Weil man bis heute glaubt, mit dem eigenen Familienbild die Schöpfungsordnung Gottes verteidigen zu müssen, werden alle anderen Lebensformen als irregulär disqualifiziert – und irgendwann als Vielfalt christlicher Existenz anerkannt?

Es braucht gar nicht mehr historische Differenzierung um zwei Dinge zu erkennen: Hier ist eine grundlegende Neuausrichtung notwendig. Und zum anderen wird klar, dass an der Ehe- und Familienlehre für die Kirche aktuell viel mehr hängt, als das Gelingen christlicher Partnerschaften. Es geht um das Eingeständnis in die kirchliche Ohnmacht, nämlich nach der Macht über das kosmologische Weltbild und die Gesellschaftsverfassung nun auch noch die Macht über die Familie und die Biographien der Menschen verloren zu haben.

Dass das hierzulande schon lange der Fall ist, blieb nur deswegen so lange verborgen, weil das kirchliche Familienbild im 20. Jahrhundert eine wesentlich Stütze der halbierten Moderne<sup>32</sup> gewesen ist. Vieles in Arbeits- und

---

<sup>31</sup> Wie damit die moderne Perspektivendifferenz und –pluralität in die Welt kam, beschreibt sehr schön Armin Nassehi, *Die letzte Stunde der Wahrheit. Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muss*, Hamburg 2015, 103–109.

<sup>32</sup> Vgl. Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986, 118: „Was sich in die private Form des ‚Beziehungsproblems‘ kleidet, sind (...) die

Lebenswelt wurde pluralisiert und beschleunigt, nur die bürgerlich-patriarchale Hausfrauen-Ehe war davon lange Zeit ausgenommen. In Theologie und Kirche hielt sich deshalb bis heute die Fiktion, man könnte zumindest in Familien und Geschlechterfragen die eigene Pastormacht erhalten, also mit einer Mischung aus wohlmeinender Fürsorge und normierender Kontrolle das Leben der Menschen auf die eigene Tradition hin prägen – zwar vielleicht in bester Absicht, aber im Zweifel auch gegen deren Freiheit und Selbstbestimmung.<sup>33</sup>

Der von Papst Franziskus geschätzte französische Jesuit Michel de Certeau hat die Kirche schon in den 1980er Jahren davor gewarnt, beim Thema Familie die gleichen Fehler zu wiederholen, wie im Fall Galilei:

„Denn so wenig wie die Sonne und die Sterne, gehorcht heutzutage das praktische Verhalten den Weisungen der Bibel oder des Papstes. Natürlich muss das Hinhören auf das Wort des Evangeliums ethische Auswirkungen haben (Maßstab für das Verständnis ist ja immer die Bekehrung), aber diese variieren entsprechend dem autonomen moralischen Urteil. Nichts garantiert mehr, dass eine christliche Ethik möglich ist.“<sup>34</sup>

Sie ist möglich – aber ohne Garantien, ohne Zwang, ohne religiöse Strafandrohung. Man müsste heute begreifen, dass dies die unhintergehbaren Bedingungen sind, in denen sich christliches und seelsorgliches Handeln bewähren muss. An erster Stelle steht dann der Respekt vor der Lebensform des und der je Nächsten, auch wenn es eine ganz andere ist, als die eigene.<sup>35</sup> Charles Taylor schreibt in seiner großen Studie zum säkularen Zeitalter:

„Wir müssen einsehen, daß sich die moralische Landschaft verändert hat. Die Menschen, die den Umbruch (in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, M.S.) erlebt haben, müssen Formen finden, die langfristige, liebevolle Beziehungen

---

*Widersprüche einer im Grundriß der Industriegesellschaft halbierten Moderne*“, die halb Industrie- und, vor allem im Geschlechterverhältnis, zugleich auch halb Ständegesellschaft gewesen ist.

<sup>33</sup> Doch nun kommt es wie mit den Konfessionsschulen der Nachkriegszeit: Sobald klar war, dass das Bildungsniveau dort katastrophal war und die Zukunft der Gesellschaft auf dem Spiel steht, waren sie mit kirchlichem Einverständnis schnell aufgelöst.

<sup>34</sup> Michel De Certeau, *Glaubensschwachheit*, Stuttgart 2009, 247.

<sup>35</sup> „Es geht nicht an, in der Seelsorge das zur Orientierung zu erheben, was wir persönlich erlebt haben und erleben (...). Erst recht geht es nicht an, diese Lebensform mit theologisch-ethischen Argumenten zur allein gültigen Ehe- und Familienform emporzustilisieren. Es geht vielmehr darum, die vielen unterschiedlichen familiären Lebensweisen differenziert wahrzunehmen und sie nicht als minderwertige Formen an einem Idealbild einer intakten Kernfamilie zu messen, das mehr Mythos denn Wirklichkeit ist – und immer auch war (...).“ Morgenthaler, *Systemische Seelsorge*, 53.

zwischen gleichberechtigten Partnern ermöglichen, die in vielen Fällen auch Eltern werden und ihre Kinder in Liebe und Sicherheit großziehen wollen. Diese Formen können aber nicht einfach die gleichen sein wie die Regeln der Vergangenheit, insoweit diese beispielsweise mit der Verunglimpfung des Sexuellen zusammenhängen, mit der Angst vor dem Dionysischen, festgesetzten Gender-Rollen oder der Weigerung, über Identitätsfragen zu diskutieren. Es ist eine Tragödie, daß die Regeln, welche die Kirchen den Menschen aufdringen wollen, immer noch an einem oder mehreren – mitunter sogar allen – dieser Mängel leiden.“<sup>36</sup>

Diese Tragödie hat eine lange Vorgeschichte. Die katholische Ehe- und Familienlehre basiert bis heute auf einer sich gegenseitig verschärfenden Doppelstruktur von vertraglicher Rechtstheorie und personalisierter Moraltheorie. Vom 12. Jahrhundert bis zum II. Vatikanum war im Bereich der Ehe die rechtliche Kategorie des Vertrags bestimmend. Die Ehe begründete das Recht auf den Körper des Anderen zum Zwecke der Zeugung, so in *Canon 1081 des CIC von 1917*. Das II. Vatikanum hält an dieser vertraglichen Sicht fest, setzt sie aber mit der Kategorie des Ehebundes als personalpartnerschaftliche Vertiefung in einen neuen Rahmen. „Der aber wurde, da die alten rechtlich-institutionellen Regelungen davon unberührt weiter galten, nicht wirksam umformatiert, sondern durch seine personalistische Aufladung nur eindringlicher und zugleich härter gemacht“<sup>37</sup>, so Rainer Bucher. Das führe, schreibt Bucher weiter, zur paradoxen Situation, dass man kirchlich über das Eherecht und die unauflösliche Sakramentalität im Leben der Menschen etwas normativ fixieren will, was heute und eigentlich schon immer unverfügbar ist, nämlich das Gelingen von Beziehungen.

Kirche in Deutschland sollte sich deshalb nicht mehr über die Kulturkämpfe des 20. Jahrhunderts definieren. Sie müsste die Existenzkämpfe der Menschen in der Gegenwart aufnehmen! Und das sind andere, als die Verteidigung des Naturrechts, von Homophobie und tradierten Geschlechterklischees. Das Eintreten der Kirche für Familien bedeutet dann nicht mehr, eine bestimmte Form normativ durchzusetzen. Es gilt, den als befreiend geglaubten Horizont des Evangeliums in jeder auch noch so unvertrauten Familiensituation zu vermuten und zu entdecken.

---

<sup>36</sup> Taylor, *Ein säkulares Zeitalter*, 839 f.

<sup>37</sup> Rainer Bucher, *Ziemlich irrelevant – spätestens heute. Eine pastoraltheologische Lektüre des Synodenbeschlusses „Ehe und Familie“*, in: *Pastoraltheologische Informationen* 31 (2011) 77–101, 95, <https://www.uni-muenster.de/Ejournals/index.php/pthi/article/view/1182/1128> [Zugriff: 1. 6. 2015].

## Entdramatisierung des (kirchlichen) Verfallsparadigmas

Im kirchlichen Familiendiskurs lauert die Gefahr, die Risiken aktueller Lebensgestaltung allzu schnell kulturpessimistisch hochzurechnen. Man merkt, dass sich in Kindheit und Familie ehemalige Konstanten verändern und erfährt im Abgleich mit früher den Unterschied vor allem als Verlust. Es entsteht das mulmige Gefühl, dass das, was man selbst als wichtig erfahren hat, in dieser Form nicht mehr zählt.

Martin Dornes, Soziologe und Psychoanalytiker am Frankfurter Institut für Sozialforschung, hat vor diesem Hintergrund viele empirische Studien genauer angesehen. Er kommt völlig gegen das so geläufige Verfallsparadigma zu einem recht entdramatisierenden Ergebnis.<sup>38</sup> „Die meisten Kinder und Jugendlichen entwickeln sich gut, fühlen sich in ihren Familien wohl, verbringen genug Zeit mit ihren Eltern und Freunden, sind mit der Art, wie sie erzogen werden, zufrieden, haben genügend Zeit für sich selbst, sind in Schule und Freizeit nicht gestresst, kommen mit den neuen Medien gut zurecht und liefern insgesamt wenig Gründe für pessimistische Einschätzungen.“<sup>39</sup> Ich plädiere deshalb mit ihm „für eine realistische Einschätzung von Chancen und Gefahren, nicht für eine ‚Spürhundmentalität‘, die jede individuelle, familiäre und soziale Veränderung vorwiegend auf ihre potenzielle Gefährdung hin absucht und so aggraviert (durch Übertreibung verschlimmert, M.S.)“<sup>40</sup>.

Die in der Familien-Theologie geläufige „Hermeneutik des Verdachts“ sollte sich nicht nur nach „Außen“ auf die säkulare Lebenswelt richten. Genauso angebracht wäre sie als kritischer Verdacht gegenüber den eigenen kirchlich-theologischen Selbstverständlichkeiten im Blick auf Familie und Kindheit. Dann ließe sich fragen: Vor welchen theologischen und konzeptionellen Veränderungen schützt die vorzugsweise pessimistische Sicht auf gegenwärtige Realitäten von Familien? Die anstehende Entdramatisierung lässt sich an drei Beispielen zeigen.

### Egoistische Bindungsunfähigkeit gefährdet Familie?

Trotz höherer Scheidungsraten und weniger Eheschließungen sind Familienwerte wie partnerschaftliche Treue und Bereitschaft zu langfristiger

---

<sup>38</sup> Vgl. dazu Martin Dornes, *Modernisierung der Seele. Kind – Familie – Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2012.

<sup>39</sup> Dornes, *Modernisierung der Seele*, 12.

<sup>40</sup> Dornes, *Modernisierung der Seele*, 16.

Bindung nicht bedroht. Partnerschaft und Familie werden weiter als für das eigene Leben entscheidend erlebt. Langfristige Beziehungen sind heute allerdings sehr voraussetzungsreich. Beziehungsdauer ist kein Selbstzweck mehr, sondern sie tritt in Konkurrenz zur Beziehungsqualität. Stabile Paarbeziehungen lassen sich nicht einfach normativ herstellen. Die Vorstellung, wer in der Beziehung scheitert, hat nur nicht genug gewollt, ist einfach nicht zutreffend. Die Herausforderung liegt nicht im Willen zur Ehe als möglichst dauerhafte Partnerschaft, sondern im Wandel unserer Lebensverhältnisse. „Zum einen Bemühen sich heute viele Paare, auch wenn sie schließlich scheitern, mit einer Hartnäckigkeit um die Verbesserung der Beziehung, die ihre Vorfahren hätte staunen lassen.“<sup>41</sup> Zum anderen könnte man das Beenden einer stabil unglücklichen Bindung auch als Befreiung aus erloschenen oder sogar zerstörerischen Beziehungen verstehen. Familiensoziologische Studien zeigen jedenfalls, so Dornes, „dass eine individualistische Wertorientierung nicht zur Auflösung familiärer Bindungen führt, weil der moderne Individualismus nicht egozentrisch, sondern kooperativ ist und mit der Bereitschaft einhergeht, für Ehe, Familie, Kinder, Großeltern und Enkel Zeit, Geld und Mühe aufzuwenden, und zwar so viel wie noch nie zuvor in der Geschichte der Familie“<sup>42</sup>.

Wenn Ehen halten, dann halten sie übrigens länger als früher: noch nie gab es so viele goldene oder gar eiserne Hochzeiten. Das heißt: Stabile Paarbeziehungen lassen sich nicht einfach herstellen. Man kann sie aber ermöglichen. Allerdings nicht mit Zwang, sondern mit Unterstützung in aller Freiheit. Man könnte sagen: Nur wenn etwas auch Scheitern darf, kann es gelingen.

## Emotionale Verwahrlosung familialer Beziehungen?

Auf dem Weg vom Gehorsams- zum Verhandlungshaushalt werden Familienbeziehungen turbulenter, aber nicht schlechter. Die Qualität von Partnerschaften hängt nicht mehr an einer „ruhigen Ehe“, sondern an der Art und Weise, wie (eheliche) Konflikte ausgetragen werden.<sup>43</sup> Wie es scheint, entzündeten sich viele pessimistische Einschätzungen an einer Dramatisierung der „feinen Unterschiede“ (Bourdieu), die sich aus liberalisierten Er-

<sup>41</sup> Dornes, *Modernisierung der Seele*, 58.

<sup>42</sup> Dornes, *Modernisierung der Seele*, 290.

<sup>43</sup> „Eine wesentliche Veränderung in der Vorstellung einer guten Ehe besteht (...) darin, dass früher eine ruhige Ehe als gut galt, während heute die Fähigkeit, Konflikte auszutragen und nicht unter den Teppich zu kehren, zur Idee und Praxis einer guten Beziehung gehört“, Dornes, *Modernisierung der Seele*, 74.

ziehungsbedingungen ergeben. Doch bei all den Problemen, unter Freiheitsbedingungen seinen Weg als Mutter, Vater oder als Kind zu finden, haben die verflüssigten familiären Strukturen keineswegs zu einer Verwahrlosung der Beziehungen geführt. „Zum ersten hat noch in keiner Generation zuvor sich die Mehrzahl der Eltern so hingebungsvoll und zeitintensiv in ihre Kinder gekümmert wie heute; zum zweiten war dementsprechend in keiner anderen Generation das Verhältnis zwischen Kindern und Eltern so entspannt und solidarisch wie heute“<sup>44</sup>; zum dritten gibt es allerdings erschreckend stabile 15–20 % der Eltern, die mit sich und der Erziehung ihrer Kinder massiv überfordert sind, wo es entsprechend zu Vernachlässigung und sogar zu Misshandlungen kommt.

Wäre deshalb nicht die Rückbesinnung auf jene geordnete Familienstruktur des 20. Jahrhunderts naheliegend, die Kindern wie Erwachsenen mehr persönliche Stabilität und Reife ermöglichte? Dornes schreibt: „Die hohe faktische Verbindlichkeit früherer Zeiten war (...) nicht (...) auf größere psychische Reife zurückzuführen, sondern eher auf ein Gemisch von religiösen Überzeugungen, wirtschaftlicher Abhängigkeit und juristischer Rahmungen, die die Beziehungsverbindlichkeit erzwangen und eine Entscheidung überhaupt nicht zuließen.“<sup>45</sup> Hinter die Befreiung aus dieser Konstellation kann es kein Zurück geben.

## Erwerbsarbeit von Frauen zerstört Familie?

Die Emanzipation von Frauen aus der reinen Vollzeit-Mutter-Rolle ist sicherlich eine der gravierendsten Veränderungen im Zusammenleben der Geschlechter. Weibliche Bildungs-Gleichberechtigung und ihre dementsprechend verstärkte Berufstätigkeit haben die konventionelle Ein-Mann-Verdiener-Familie entscheidend verflüssigt.<sup>46</sup> Ohne eine rund-um-die-Uhr Betreuung durch die Mutter sehen hier manche das Aufwachsen der Kinder gefährdet, da ihnen so Zeit, Fürsorge und Stabilität fehlen. Der entscheidende Verdacht lautet in den Worten von Barbara Vinken: „je mehr Frauenberufstätigkeit, desto bedrohlichere Familien“<sup>47</sup>. Dazu zwei empirisch grundierte Beobachtungen.

Zum einen scheint sich die Erwerbstätigkeit von Frauen gerade nicht zwangsläufig negativ auf das Wohlbefinden der Kinder auszuwirken. In der

<sup>44</sup> Dornes, *Modernisierung der Seele*, 243.

<sup>45</sup> Dornes, *Modernisierung der Seele*, 63.

<sup>46</sup> Vgl. Schneekloth – Leven, *Familie als Zentrum*, 70–72.

<sup>47</sup> Barbara Vinken, *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*, Frankfurt/M. 2007, 77.

World-Vision-Studie von 2007 stimmten nur 5 % der Kinder der Aussage zu, ihre Mutter hätte zu wenig Zeit. 67 % waren völlig zufrieden und 27 % meinten, mal so mal so.<sup>48</sup> Außerdem verändert sich das Familienklima positiv in Richtung Partnerschaftlichkeit und Egalität, wenn die Mutter gleichberechtigt arbeitet und auch der Vater mal für die Kinder zuständig ist.<sup>49</sup> Was als neue Problematik entsteht ist allerdings der Aufwand für zeitliche Koordination. Gemeinsame unbelastete Familienzeit ist nicht einfach da, sondern dafür muss im Doing Family immer neu gesorgt werden.<sup>50</sup>

Zugleich darf aber ein ganz anders gelagerter Trend nicht übersehen werden, der nämlich gleichzeitig eine erstaunliche Stabilität familialer Geschlechterverhältnisse nahelegt.

„Mit der Geburt des ersten Kindes setzt ein Prozess der Retraditionalisierung ein. Hausarbeit und Kinderbetreuung werden mehr und mehr zur Aufgabe der Frauen. (...) Gemäß den Daten des European Social Survey gehört Deutschland zu den europäischen Ländern mit der geringsten Kooperationsrate der Männer bei Haushaltstätigkeiten (Zahlen von 2009, M.S.). In den Familien besteht eine hohe Diskrepanz zwischen dem von beiden Partnern präferierten und dem tatsächlich praktizierten Arrangement.“<sup>51</sup>

Das Problem der Vereinbarkeit von Kinder und Beruf bleibt damit aus institutionellen und sozialmoralischen Gründen an den Frauen hängen. Die aktuelle institutionelle Rahmung, etwa das Ehegattensplitting, Gehaltsunterschiede und hoher Erwartungsdruck an die Mutterrolle, drängen junge Familien in eine traditionelle Rollenaufteilung, die viele von ihnen für sich normativ eigentlich ablehnen.

Das heißt: Das Recht von Frauen auf ein eigenständiges Leben zerstört keineswegs Familie, aber es verändert sie und damit auch die Rolle des Mannes und das Aufwachsen der Kinder. Väter sind nicht mehr nur als Beschützer und Ernährer gefragt, sondern auch in Alltagssorge und Erziehung. Und Kinder sind zu Hause mehr mit dem Vater und vermehrt außerhalb mit anderen Kindern konfrontiert. Beides scheint eher kein Nachteil zu sein.

<sup>48</sup> Schneekloth – Leven, *Familie als Zentrum*, 92.

<sup>49</sup> Vgl. Jurczyk – Klinkhard, *Vater, Mutter, Kind?*, 53.

<sup>50</sup> Vgl. Martina Heitkötter u. a. (Hg.), *Zeit für Beziehungen? Zeit und Politik für Familien*, Opladen 2009.

<sup>51</sup> Michael Meuser, *Entgrenzungsdynamiken. Geschlechterverhältnisse im Umbruch*, in: APuZ 40 (2012), <http://www.bpb.de/apuz/144851/entgrenzungsdynamiken-geschlechterverhaeltnisse-im-umbruch?p=all> [Zugriff: 1. 6. 2015].

## Diakonische Dekonstruktionen: Wie Realitätskontakte die Ehe- und Familienlehre öffnen (könnten)

Dekonstruktion heißt nicht Zerstörung, jedenfalls nicht nur und nicht zuerst. Es geht darum, eine bekannte Formation solange zu zerlegen und auf ihre verdeckten Voraussetzungen hin zu befragen, bis sich daraus und darin etwas Neues zeigt. Etwas, das bisher nicht gesehen wurde, das sich aber als ganz entscheidend herausstellt. In diesem Sinne dekonstruieren de facto viele Erfahrungen an pastoralen und vor allem diakonischen Orten die geltende Ehe- und Familienprogrammatische von Kirche.

Eine hauptamtliche Basiserfahrung lautet: Man ist im pastoralen Dienst qua Dienstrecht dazu gezwungen Positionen zu vertreten, die einem den Boden für eine gelingende Seelsorge oder Sozialarbeit entziehen. Man kann jetzt diesen Riss zwischen Praxis und Programmatische beklagen. Man kann ihn verdecken und verschweigen, weil er einen fast zerreißt. Und es gibt den Spielraum diesen Riss als das zu entdecken, was er auch ist, nämlich eine produktive Öffnung, aus der heraus eine andere Familientheologie sichtbar wird. Die pastorale Leitfrage formuliert Regina Ammicht-Quinn: „Was sind die theologischen „Zeichen der Zeit“ jener Lebensformen, die Menschen in ihrer Sehnsucht nach intimer und kreativer Nähe heute (ver)suchen?“<sup>52</sup>

### Gott ist vor Ort: Zum Beispiel im Lebenszeugnis von Alleinerziehenden

Wenn sich Eltern trennen ist das für alle Beteiligten ein einschneidendes Ereignis.<sup>53</sup>

„Alleinerziehende Frauen haben oft physische und psychische Gewalterfahrungen hinter sich, sie fühlen sich gedemütigt und verunsichert, haben noch keine konkreten neuen Zukunftspläne, haben Angst vor Kritik und Abwehr. In dieser Situation suchen sie vorurteilsfreie Unterstützung und Hilfe, wünschen sich andere Frauen, Beraterinnen und Gleichgesinnte, die ihnen zuhören, denen sie sich anvertrauen können.“<sup>54</sup>

<sup>52</sup> Ammicht-Quinn, zitiert nach Bucher, *Ziemlich irrelevant*, 100.

<sup>53</sup> Ich folge hier der schon etwas älteren aber theologisch immer noch treffenden Darstellung in Birgit Schneider, *Trennung und neues Leben. Theologische Begründung der Alleinerziehendenpastoral*, in: *SdZ* 217 (1999), 474–482. Zur signifikanten Zeitsituation von Alleinerziehenden vgl. Uta Meier-Gräwe – Irene Kahle, *Balance zwischen Beruf und Familie – Zeitsituation von Alleinerziehenden*, in: Heitkötter u. a. (Hg.), *Zeit für Beziehungen*, 91–110.

<sup>54</sup> Schneider, *Trennung und neues Leben*, 478.



Doch auch wenn der Alltag von Alleinerziehenden durch die Dreifachbelastung von Kindererziehung, Haushalt und Beruf grundsätzlich überfordert. Viele entdecken darin auch neue Fähigkeiten und Freiheiten. Sie übernehmen viel Verantwortung, entwickeln Stolz auf das, was gelingt und werden offen für neue Freundschaften und soziale Beziehungen. Auch die Auswirkungen auf Kinder sind keineswegs immer gleich. Entwicklungspsychologische Studien betonen die Gefährdungseffekte, kindersozilogische Studien weisen dagegen auf die konstruktiven Bewältigungs-Strategien der Kinder hin, auf ihre Resilienz.

Vieles hängt am sozialen Umfeld, an der Reaktion von Freunden, Bekannten, Arbeitskolleg\_Innen, ... Was besonders nachdenklich macht: Eine große Rolle spielen offenbar stigmatisierende Vorstellungen einer harmonischen Kernfamilie, die andere, ungewöhnliche familiäre Lebensformen abwerten und ein Scheitern damit begünstigen. Es ist deshalb kein Wunder:

„Alleinerziehende tun sich im allgemeinen schwer mit der Kirche. Als ledige oder geschiedene Mütter leben sie nicht nach tradierten katholischen Normen einer vollständigen und heilen Familie. Oft fühlen sie sich daher stigmatisiert und ausgeschlossen vom scheinbar so intakten Leben in der Gemeinde, fürchten moralisierende Schuldzuweisungen und Kritik und erleben manche Distanzierung und zu wenig Zuspruch oder Unterstützung in ihren konkreten Sorgen und Nöten.“<sup>55</sup>

Alleinerziehende und ihre Kinder bekommen immer wieder das Fehlen einer sogenannten „intakten“ Familie gespiegelt. Auch Martin Dornes vermutet: „Würde das individuell und kulturell nicht mehr als Defizitmodell betrachtet, könnten sich auch die Folgen für die Kinder abmildern.“<sup>56</sup>

In der pastoralen und caritativen Praxis gibt es hier unterhalb der normativen Programmatik zugleich viele konstruktive Angebote: Stärkende Seelsorge, therapeutisch orientierte Beratung und Austausch unter jenen, die in einer ähnlichen Situation sind. Das tut nicht nur den Müttern (und den wenigen alleinerziehenden Vätern) gut, sondern auch den Kindern: „Sie brauchen sich nicht zu verstellen; stattdessen spüren sie die Wertschätzung und Achtung, die ihren Müttern und auch ihnen selbst als ganz ‚normale‘ Familien entgegengebracht wird. Auf diese Weise erleben und genießen Kinder die Räume der Kirche als wohltuende und sie schützende Heimat –

<sup>55</sup> Schneider, *Trennung und neues Leben*, 476.

<sup>56</sup> Dornes, *Modernisierung der Seele*, 56.

eine prägende Erfahrung, die ihnen zu einer gesunden und keineswegs defizitären Identität verhilft.<sup>57</sup>

Damit erscheinen Alleinerziehende weniger als bemitleidenswerte Menschen, die daran gescheitert sind, eine intakte Ehe und Familie zu leben. Sie haben aus ihrer eigenen Lebensgeschichte heraus das Potenzial zu Zeugen des Evangeliums zu werden.

„Alleinerziehende Frauen und Männer, die in Trennung und Scheidung gereift sind, besitzen aus diesen Erfahrungen heraus ein reiches Lebenswissen, auf das die Gesellschaft und vor allen Dingen auch die Kirche nicht verzichten dürfen, ja geradezu angewiesen sind. Die Lebenszeugnisse von Menschen, die von Verletzung, Selbstzweifel und Trauer, aber auch von Neuanfang, Hoffnung und Gnade erzählen, sind eine Quelle der Kraft und ein Zeugnis der heilenden Liebe Gottes für alle Menschen. Sie sind Zeugnisse, die die Gemeinschaft braucht. Wenn wir Christen davon überzeugt sind, daß Gott ein heilender Gott ist, der Zukunft eröffnet und ein Leben in Fülle verspricht, dann müssen wir kompromisslos eine Seelsorgepraxis innerhalb unserer Kirche pflegen, die Menschen in Krisen (...) durch dick und dünn begleitet, und wir sollten bereit sein, von den reichen Lebenserfahrungen alleinerziehender Frauen und Männer zu lernen.“<sup>58</sup>

## Caritasorte verändern Familientheologie

Welche theologiegenerativen Aspekte lassen sich von daher entdecken? Drei Thesen dazu.

1. *Wer das Familienideal unverletzt rein halten will, verletzt das Leben von Menschen.* „Andere Formen der Lebensgemeinschaft können demgegenüber nur als mangelbehaftete Abweichung firmieren, die im günstigsten Fall im Modus der wohlwollenden Zuwendung klientifiziert, im ungünstigsten Fall als schuldhaftes Verfehlen verurteilt wird.“<sup>59</sup> Das führt in der kirchlichen Praxis zu katastrophalen, respektlosen Ausgrenzungsdynamiken. „Menschen, die in zerbrechenden, alleinerziehenden oder homosexuellen Lebensgemeinschaften leben, machen in kirchlichen Kontexten immer wieder Erfahrungen der Stigmatisierung, Diskriminierung und Ausgrenzung.“<sup>60</sup>

<sup>57</sup> Schneider, *Trennung und neues Leben*, 479.

<sup>58</sup> Schneider, *Trennung und neues Leben*, 481.

<sup>59</sup> Dinges, *Lebensgemeinschaften*, 96.

<sup>60</sup> Dinges, *Lebensgemeinschaften*, 96.

2. Wer umgekehrt die Verletzlichkeit des Lebens vom Evangelium her befreiend begleiten will, muss in der Familienlehre von der Idealisierung auf Solidarisierung umstellen, von der moralischen Beurteilung auf die solidarische Aktion. „Kirche darf nicht als allwissende Lehrmeisterin und moralische Instanz über die Menschen und ihre Welt urteilen.“<sup>61</sup> Die Unterscheidung in normale und andere, lehramtlich als irregulär bezeichnete Familienformen ist deshalb inhaltlich zu unterlaufen. Ein-Eltern-Familien sind eben auch „normale“ Familien, rein soziologisch und auch von ihrer Qualität her. Theologisch ist damit auch der Konnex Ehe und Familie in der bisherigen rigiden Kopplung nicht aufrecht zu erhalten.

3. Es braucht in der Lehre offenbar eine Neubewertung bisheriger Selbstverständlichkeiten, eine kontextuelle Neuformatierung der kirchlichen Familien- und Partnerschaftstheologie. Beim Thema Ehe und Familie sind also weniger pastoral-caritative Anpassungen der Barmherzigkeit notwendig, sondern ein wirklicher Fortschritt „in der Durchdringung der Lehre“, also auf der Ebene der harten dogmatisch-theologischen und dann auch kirchenrechtlich relevanten Vorgaben.

Ich halte deswegen einen diakonischen Perspektivenwechsel für notwendig. Das ist leicht missverständlich. Diakonisch meint gerade nicht paternalistische Hilfe für die Gescheiterten. Dahinter steht vielmehr die Vermutung, dass an Orten der Caritas und einer diakonischen Seelsorge de facto eine andere, eine verletzbarere Theologie familialer Lebensformen entsteht.<sup>62</sup>

Die sanktionsorientierte kirchliche Familienlehre verhindert bisher weitgehend, dass diese Theologie auch in Sprache und damit in den Diskurs kommt. Caritasorte können nämlich der ganzen Vielfalt des Doing family nicht so einfach ausweichen, sondern es ist ihr Auftrag, sich genau darin als Berater\_Innen oder Sozialarbeiter\_Innen zu engagieren. Doch das Verhältnis dieser Praxis zur christlichen Botschaft läuft meist darauf hinaus, dass Caritasorte ihre Beschäftigung mit „irregulären Familiensituationen“ vor dem normativen Familienideal verantworten müssen. Die Soziale Arbeit

<sup>61</sup> Schneider, *Trennung und neues Leben*, 477.

<sup>62</sup> Insofern haben Caritasorte eine hohe kairologische Relevanz. „Dem Diakonischen kommt im Gesamt der Kirche eine Art Entdeckungsfunktion zu. Diakonische Einrichtungen befinden sich häufig in gesellschaftlichen Räumen, zu denen die Pfarrgemeinde und die Amtskirche nur schwer einen Zugang finden oder in denen sie sie nur als Besucher, als ‚Flaneure‘ (...) auftauchen. Insofern divergieren die Beobachtungen einer Gottesdienstgemeinde, eines Ordinariats und einer Bahnhofsmission beträchtlich. (...) Darüber hinaus ist das Diakonische auch ein innovativer Bereich, in dem neue Formen von Kirche entstehen. Insofern eignet ihm ein beträchtlicher zeitdiagnostischer Wert.“ Jochen Ostheimer, *Zeichen der Zeit lesen. Erkenntnistheoretische Bedingungen einer praktisch-theologischen Gegenwartsanalyse*, Stuttgart 2008, 178.

der Caritas dürfe hier „nicht zu weit gehen“ und Seelsorge noch viel weniger weit, um den Verkündigungsauftrag nicht zu „verdunkeln“.

Diakonischer Perspektivenwechsel heißt hier: Aus der Perspektive des Evangeliums muss man umgekehrt noch viel weiter gehen, in einer größeren Weite denken und die Dinge vom Kopf auf die Füße stellen. Die Erfahrungen an karitativen und anderen pastoralen Orten mit den vielfältigen, auch gefährdeten Lebensformen von heute sind Teil des „sensus fidelium“, des gemeinsamen Glaubenssinns im Volk Gottes. Die Familienpraxis der Menschen von heute besitzt eine eigene Aussagefähigkeit gegenüber dem lehramtlichen Diskurs. Nicht um alles einfach abzusegnen, was hier passiert. Aber die Frage stellt sich doch: Was heißt es theologisch, dass sich auch jenseits der überkommenen Familiennorm ein oft gelungenes, sich auch selbst christlich verstehendes Zusammenleben der Generationen ereignet; dass es ganz unterschiedliche Lebensmodelle gibt, in denen Partnerschaft und Kindererziehung genauso gelingen und scheitern kann, wie in anderen?

Diakonische und andere pastorale Orte sind jedenfalls nicht die Vollzugsbeamten dogmatischer Vorgaben zum Familienideal – und in den Ordinaraten weiß man im Stillen – Gott sei Dank!<sup>63</sup>

Es braucht gerade in Familienfragen einen Ortswechsel der Kirche<sup>64</sup> von einer weltanschaulichen Normalisierungsagentur, die jene Ideale auch institutionell weiter hochhält, an denen das Leben von Menschen zerbricht, hin zu einer Solidaritätsagentur mit den Risiken, die das wild bewegte Doing Family für Männer und Frauen, für Kinder und ältere Menschen heute bedeutet. Was dort an Ereignissen und Erfahrungen passiert, das wäre auch in den normativen Diskurs von Theologie und Kirche hinein zu buchstabieren. Denn die Wahrheit des kirchlichen Eintretens für Familie wäre größer und weiter, als der aktuelle Familialismus es zulässt.

---

<sup>63</sup> Auch hier lebt Kirche vor Ort massiv aus den Ereignissen einer „kriminalisierten Pastoral“, wie Ottmar Fuchs das immer nennt. Kirchliche Familienlehre muss sich heute fragen lassen, ob sie mit dem normativen Familialismus nicht mit dazu beiträgt, dass das Leben der Menschen unter zusätzlichen, religiös legitimierten Druck gerät. Genau hier gibt es eine notwendige Einspruchsfunktion der Erfahrungen von Menschen, die um ihre Würde ringen, weil sie in den intensiven Nah-Beziehungen mit Gefährdungen, mit Scheitern und Gewalt konfrontiert sind. In solch destruktiven Beziehungen scheitern Menschen aneinander und dort scheitert mit ihnen auch der Gott Jesu. Kirche und Sakramente können doch nicht dazu da sein, die Wunden, die das Leben schlägt, auch noch religiös zu vergrößern.

<sup>64</sup> Vgl. Christian Bauer, Ortswechsel der Theologie. M.-Dominique Chenu im Kontext seiner Programmschrift, „Une école de théologie: Le Saulchoir“, 2 Bde., Berlin 2010.

## Theologische Vergewisserungen

### Christliche Identität im Raum der Ermöglichung

Theologisch ist das deshalb notwendig, weil christliche Identität selbst nicht einengend festlegt, sondern einen Raum der Ermöglichung und des Neubeginns eröffnet.<sup>65</sup> Nach Michel de Certeau<sup>66</sup> gehört es zur christlichen Offenbarung, dass wir keinen eindeutigen Zugriff auf das Ursprungs-Ereignis haben. „Die Wahrheit des Anfangs enthüllt sich nur durch den Raum von Möglichkeiten, den sie eröffnet“<sup>67</sup>, so Certeau. Das Grab ist leer und auch auf dem Weg nach Emmaus ist Jesus in dem Moment verschwunden, in dem er identifiziert werden könnte. Die Jünger müssen sich ihren eigenen Reim darauf machen, ihre eigene Theologie und Lebenspraxis entwerfen. „Das Ereignis faltet sich aus (es verifiziert sich) im Modus des Verschwindens in den Differenzen, die es möglich macht.“<sup>68</sup> *Die Frage ist also nicht, worauf legt uns die Tradition fest, sondern welche Horizonte eröffnet sie uns für das Leben in der Gegenwart.*

Eine diakonische Theologie familialer Lebensformen ist nicht mehr gezwungen, mit einem idealen Ordnungskonzept von Familie solidarisch zu sein. Sie hat vom Evangelium her allein mit der Suche jener Menschen solidarisch zu sein, die in der Gegenwart um ein gelingendes Leben ringen und dabei in aller Verletzlichkeit ihre Würde nicht aufgeben wollen. Es geht darum, die Risse und Brüche des faktischen Lebens zu dokumentieren und „zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart und der Absicht Gottes sind“ (GS 11). Eine diakonische Theologie würde anwaltschaftlich diesen gefährdeten Familien-Erfahrungen von heute Ausdruck verleihen. Damit würde sie die Flächigkeit des systematisch-lehramtlichen Normalisierungsdiskurses verschieben, aufbrechen, unterhöhlen, in Frage stellen und auf das Nicht-Beachtete bzw. als irregulär Abgewertete hin öffnen. Denn gerade das Krumme und Unordentliche in Beziehungen und im Verhältnis der Generationen, das ist das „Normale“: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein“ (Joh 8,7).

<sup>65</sup> Vgl. dazu ausführlicher und von den veränderten Zeitstrukturen der Gegenwart her begründet Michael Schüßler, *Mit Gott neue beginnen. Die Zeitdimension von Theologie und Kirche in ereignisbasierter Gesellschaft*, Stuttgart 2013.

<sup>66</sup> Einen ganz ähnlichen Bezug auf de Certeau entwirft auch Christian Bauer am Ende seines Beitrags.

<sup>67</sup> De Certeau, *Glaubensschwachheit*, 176.

<sup>68</sup> De Certeau, *Glaubensschwachheit*, 177.

## Abschied vom familienbezogenen Besserwissen

Christen besitzen kein familienbezogenes Besserwissen. Wie Certeau ist der dänische Theologe Knud E. Logstrup (1905–1981) der Meinung, dass es in der Frage der Lebensformen aus christlicher Perspektive nichts zu reglementieren gibt. Christliche Ethik und Existenz besteht nicht einfach im Befolgen naturrechtlicher oder biblischer Normen. Das Evangelium bringt kein neues Gesetz. Es befreit uns vielmehr auch in Fragen der Lebensformen auf eine Offenheit hin, die sich nur am diakonischen Maß der je größeren Lebensmöglichkeiten des und der Anderen orientiert. Was das aber in einer Situation oder einer Biographie jeweils bedeutet, das steht weder in der Bibel, noch im Katechismus, sondern das liegt in unserer unvertretbaren Verantwortung vor Gott. „Ein Mensch, für den die christliche Botschaft die entscheidende Wahrheit über seine Existenz ist, kann aus dieser Botschaft nicht besondere, christliche Argumente etwa für die oder die Auffassung der Ehe, der Erziehung (...) der politisch-wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung (...) holen, sondern muß für seine Ansichten (...) wie jeder andere argumentieren“<sup>69</sup>, so Logstrup.

Das Leben ist eine Gabe Gottes, die wir mit Mut, Kreativität und Phantasie füreinander riskieren müssen, und kein Kerker aus religiösen Geboten und gesellschaftlichen Konventionen.<sup>70</sup> Keine ehe- und familienpolitische Position der Kirche ist also unaufgebbar. Unaufgebbar ist nur der Auftrag, Zeichen und Werkzeug für das Evangelium als die gute Nachricht im Leben der Menschen zu sein (Vgl. *Lumen Gentium* 1). Familie ist dann nicht die immer schon gewusste Antwort auf alle Fragen der Lebensführung. Familie und wie familiäre Lebensformen heute überhaupt gelebt werden können, das ist keine Antwort, das ist die Frage. Aufgabe von Theologie wäre es, die Frage nach der Familie als potenziellen Ereignisort des „Evangeliums“ offen zu halten. Oder wie Hilary Putnam es formuliert: „Unser Problem besteht nicht darin, dass wir zwischen einer gegebenen Anzahl von ‚besten Lebensweisen‘ wählen müssten; unser Problem besteht darin, dass wir nicht einmal eine einzige solcher ‚besten Lebensweisen‘ kennen.“<sup>71</sup>

<sup>69</sup> Knud E. Logstrup, *Die ethische Forderung*, Tübingen 1959, 123.

<sup>70</sup> So auch Walter Kasper, *Das Evangelium von der Familie*, Freiburg – Basel – Wien 2014, 13 f.

<sup>71</sup> Hilary Putnam, zitiert nach Jaeggi, *Kritik von Lebensformen*, 12.

## Die Heilszusage der Nachfolge entscheidet sich nicht an der Lebensform

Im Stichwortverzeichnis des Lehrbuches zum historischen Jesus<sup>72</sup> von Gerd Theißen und Annette Merz finden sich zwei familienrelevante Einträge, zur Familie Jesu und zur „Familienkritik“. Das ist aussagekräftig, denn es ist erstens wenig und es ist eben zweitens kritisch. In den Evangelien sind Ehe und Familie gegenüber dem Reich Gottes sekundäre Größen. Familiäre Bande können Orte der Nachfolge sein, wenn der Vater den verlorenen Sohn vorbehaltlos wieder aufnimmt. „Sie können aber auch zum Hindernis werden, das um der Nachfolge willen kritisiert wird. Sie haben in sich keinen letzten Wert.“<sup>73</sup>

Ein paar Beispiele: Mk 3,33 ff steht gegen die ganze naturrechtliche Familientheologie: „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? Und er blickte auf die Menschen, die im Kreis um ihn herumsaßen, und sagte: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter.“ Unter dem Kreuz stiftet Jesus familiäre Bande jenseits der Blutsverwandtschaft (Joh 19,26 f). Und Gal 3,28 steht gegen jede vorgenormte Geschlechtsrollenzuweisung: In Christus gilt nicht mehr Mann oder Frau!<sup>74</sup>

Stephanie Klein zieht daraus die Konsequenz:

„Wenn der Ruf in die Nachfolge und die Hinwendung zur Botschaft des Reiches Gottes alle Verpflichtungen durch Familie, Besitz, Gesetz und Ethos relativiert, dann besagt das auch, dass nicht eine bestimmte Lebensform an sich ein Weg der Nachfolge ist, sondern alle Lebensformen der Suche nach dem Reich Gottes dienen sollen. ... Die Unmöglichkeit, das Heil durch die richtige Lebensform erwerben zu können, relativiert jeden Versuch der Hierarchisierung von verschiedenen Lebens- und Familienformen.“<sup>75</sup>

Das heißt: Aus der Perspektive des Reiches Gottes verliert die Frage nach der richtigen Lebensform an Bedeutung. Es kommt inhaltlich darauf an, den Willen des Vaters zu tun und das ist nicht an eine bestimmte Lebensform

<sup>72</sup> Vgl. Theißen, Gerd – Merz, Annette, *Der historische Jesus. Ein Lehrbuch*, Göttingen 2001.

<sup>73</sup> Morgenthaler, *Systemische Seelsorge*, 40.

<sup>74</sup> Vgl. Isolde Karle, „Da ist nicht mehr Mann noch Frau...“. *Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz*, Gütersloh 2006.

<sup>75</sup> Stephanie Klein, *Ehe und Familie zwischen Idealisierung, Geringschätzung und Alltagswirklichkeit. Ansätze zu einem neuen theologischen Verständnis der Vielfalt der Lebensformen*, in: *Intams review* 18 (2012), H. 2., 134–146, 143.

gebunden. Jede Lebensform steht unter der Zusage, in ihr die Hingabe an das vom anderen Notwendige zu leben!

## Schwelle

Von hier aus kann man jetzt versuchen, auf den Reichtum unserer Glaubenstradition noch einmal anders zuzugreifen. Welche theologischen Gleise müssten anders verlegt oder neu befahren werden, um den Realitäten familialen Lebens heute vom Evangelium her gerecht zu werden?

Es bleibt ein Anliegen der Pastoral, Menschen von der Treue Gottes her zu langfristigen Beziehungen zu ermutigen, es also auch durch Krisen hindurch miteinander auszuhalten. Dies darf allerdings nicht mehr als normalisierende Idealisierung, als eine Art göttliche Messlatte des Lebens verstanden und verkündet werden. Der christliche Gottesbegriff taugt überhaupt nicht zu Idealisierungen, weil er erst im leidvollen Risiko des Menschseins zu sich selbst kommt. Von dort her stellen sich dann Fragen an eine verletzbare Theologie familialer Lebensformen.

Wie geht heute eine Pastoral familialer Lebensformen, die nicht verurteilt, sondern die Realität Gottes als Rückenstärkung in unheilvollen Zusammenhängen entdeckt? Wenn das Lebenszeugnis der Menschen selber theologische Qualität hat, dann könnten wir dort etwas entdecken. Wo gibt es diese Neugier und praktische Lernbereitschaft in kirchlichen Kontexten?

## Rekonstruktionen: Familientheologische Lockerungsübungen

Was bedeutet eigentlich „Scheitern“ in der Familienpastoral?

Was ist eigentlich gemeint, wenn in Bezug auf Familie vom „Scheitern“ die Rede ist? Wie sinnvoll ist es überhaupt theologisch, Lebensformen nach „gelingen“ und „scheitern“ einzuteilen? Heißt scheitern, ein vorgegebenes Konzept nicht erfüllt zu haben? Oder geht es vielleicht eher darum, dass Menschen nicht erreichen, was sie sich in ihrem Leben vorgenommen haben? Dass sie ihren eigenen Ansprüchen nicht gerecht geworden sind, auch den Ansprüchen gegenüber dem Partner? Dass Menschen an ihren Beziehungsrealitäten zu verzweifeln drohen? Müsste die Frage dann nicht lauten: Welche Horizonte der Lebensbewältigung erweisen sich auch in den unglücklichsten Momenten als Hoffnungsquelle?

Die Kriterien des Scheiterns verknüpfen sich dann nicht mehr automatisch mit dem Nichterfüllen einer Norm, etwa der unauflösbaren Dau-



erhaftigkeit. Diese kann ja in vielen Eherealitäten selbst die zerstörende Qualität eines fortlaufenden Scheiterns annehmen. Das Verbot der Trennung erzeugt dann gegen die eigene Intention eine praktisch „unbewohnbare“<sup>76</sup>, weil destruktive Lebensform und stellt diese auf Dauer. Und umgekehrt ist wohl auch richtig: „Jemand, der in der definitiven Treue zu einer Lebensform gescheitert ist, scheitert in vielerlei anderer Hinsicht nicht: anderen Menschen gegenüber, aber selbst seinem ehemaligen Partner gegenüber nicht, dem gegenüber er ja auch weiter spezifische Verpflichtungen hat“<sup>77</sup>, im besten Fall auch den eigenen Kindern aus der ehemaligen Partnerschaft gegenüber nicht. Die heute theologisch zu verantwortenden Kriterien für das Scheitern und „für das Gelingen von Lebensformen beziehen sich auf die Bewältigung von praktischen Widersprüchen und Konflikten, nicht aber auf abstrakt bestehende Normen des Zusammenlebens, denen entsprochen oder nicht entsprochen wird“<sup>78</sup>.

Es soll also nicht verdrängt werden, dass es im familiären Zusammenleben natürlich Verletzungen, Konflikte und die Erfahrung des Scheiterns gibt. Aber eben nicht mehr primär gegenüber einer vordefinierten Lebensform, sondern in den eigenen Erwartungen und vor allem in der Beziehung zum Anderen. Welche Rolle spielt dann hier der Bezug auf Gott und das Evangelium? Kann man zusätzlich auch noch, quasi religiös verdichtet, an und gegenüber Gott scheitern? Wie schafft es ein theologischer Diskurs, nicht weiter in richtender Moralisierung stecken zu bleiben?

Mir scheint, dass auch die Kategorie der Barmherzigkeit hier noch unterhalb dessen bleibt, was nötig und möglich wäre. Wenn etwa für wieder-verheiratet Geschiedene eine Bußzeit gefordert wird, bleibt der Maßstab oft weiterhin das Scheitern am vorgegebenen Ideal. Die tatsächlichen Beziehungserfahrungen spielen eine untergeordnete Rolle.

„Auch der wichtige Begriff der „Barmherzigkeit“, den Kurienkardinal Walter Kasper in die Debatte gebracht hat, definiert ein Oben und ein Unten. Jeder Mensch ist auf Barmherzigkeit angewiesen. Wenn aber eine Institution Regeln für diese Barmherzigkeit definiert, schreibt sie auch das Oben und das Unten fest.“<sup>79</sup>

Magnus Striet meint von daher:

<sup>76</sup> So im Anschluss an Terry Pinkard: Jaeggi, Kritik von Lebensformen, 227.

<sup>77</sup> Bucher, Ziemlich irrelevant, 92.

<sup>78</sup> Jaeggi, Kritik von Lebensformen, 227.

<sup>79</sup> Drobinski, Verwirrender Lichtstrahl.

„Wer für sich beansprucht, barmherzig zu sein, denkt immer noch aus einer hierarchisierenden Perspektive und läuft Gefahr, sich zu sicher zu wähnen in der Unterscheidung von Richtig und Falsch. Vielleicht hält der Barmherzigkeitsbegriff davon ab, sich selbst infrage zu stellen und darauf aufzu-merken, dass das, was man schmallippig mit Barmherzigkeit, und das heißt: vermeintlich ungeschuldet toleriert, schon lange Anerkennung verdient.“<sup>80</sup>

Denn die im Leben Gescheiterten und Scheiternden, die Problembeladenen und auf ein Verzeihen angewiesenen, das sind nicht die Anderen, das sind wir in Kirche und Caritas immer auch selbst.<sup>81</sup> Kirche ist nicht der Ort einer besseren Gesellschaft, sondern lebt auch familial mit und in den gleichen Problemen und Herausforderungen, wie alle anderen. Die Vielfalt familialer Lebensformen von heute, besonders der armen und ausgegrenzten Menschen, ist auch die Vielfalt familialer Lebensformen der Jünger und Jüngerinnen Christi. Und es gibt darin nichts wahrhaft Menschliches, was nicht in ihren Herzen Widerhall fände (in Entsprechung zu *Gaudium et spes* 1).

In kirchlichen Beratungskontexten zeigt sich: Es entsteht eine befreiende Erleichterung, wenn an pastoralen Orten offen, sanktionsfrei und nicht urteilend über Familie gedacht und geredet wird. Es wäre ihre evangeliumsgemäße Qualität, wenn dort die Erfahrung möglich wäre: Ich muss nicht „ungescheitert“ sein, um von Gott anerkannt zu werden. Auch kirchliche Mitarbeiter\_Innen müssten dann kein perfektes Familienleben vorweisen. Das Evangelium wird heute wohl weniger darin bezeugt, ob eine heroische Treue zu einer einmal getroffenen Lebensentscheidung gelingt, sondern eher ob und wie Beziehungen und Partnerschaften mit der nötigen Wahrhaftigkeit gelebt werden können.

Für eine theologische Kriteriologie scheint es hier weiterführend, dass der Verzicht auf eine moralische Bewertung selbst ein ethischer Akt sein kann. Verena Rauen kommt in ihrer Untersuchung „Zur Ethik der Urteilsenthaltung“ zu dem Schluss:

„Die Möglichkeit der Gelassenheit, das heißt des Lassen-Könnens von Rache und letztlich auch des Ablassen-Könnens von eigenen Urteilsansprüchen und reaktiven Gefühlen der Machtausübung ermöglicht ein Zusammenleben, das der zeitlichen Schuldverkettung des Lebens Rechnung trägt, ohne diese zum Hauptantriebsgrund der Ethik zu machen. Ein Zusammenleben, das nicht durch die rechnerische Zeit der Schuld und des Urteils, sondern

<sup>80</sup> Striet, Bischof, tu was!

<sup>81</sup> Diesen Hinweis verdanke ich Dirk Steinfort vom Theolog\_Innen-Netzwerk der Caritas Rottenburg-Stuttgart.

durch die diskontinuierliche Zeit des Verzichts auf Urteile gegenüber dem Anderen ermöglicht ist, durch die stets sich ermöglichende Öffnung der rechnerischen Zeit der Schuld für den Wiederanfang.<sup>82</sup>

Das heißt: Nicht eine an Sanktionen gebundene Barmherzigkeit, sondern der Horizont eines vorgängigen Verzeihens ermöglichen wahrhaftige, und auch vor Gott wahrhaftige Partnerschaften und Beziehungen. Gegen das Aufrechnen von Schuld mit einem vorgängigen Verzeihen zu rechnen, das meint doch nichts anderes, als dass Gott mit seiner Gnade unserem Tun immer schon zuvorkommt.<sup>83</sup>

Dann ist klar: Alleinerziehende, arme Familien oder prekär zusammengewürfelte Familienkonstellationen bestehen nicht aus bemitleidenswerten Menschen, die daran gescheitert sind, eine intakte Ehe und Familie zu leben.<sup>84</sup> Das Lebenswissen von Menschen, die von Verletzung, Selbstzweifel und Trauer, aber auch von Neuanfang, Hoffnung und Gnade erzählen, kann zum Zeugnis eines Gottes werden, der mit jedem Menschen immer neu beginnen will. Die Kirche kann darauf nicht verzichten, sie muss sogar auf die Autorität dieses Zeugnisses hören.

## Treue, Sakrament und Elternschaft in pastoral-theologischer Perspektive

Die folgenden Überlegungen sind inspiriert von zwei anderen Positionen, die sich in diesem Band finden. Rainer Bucher macht den Vorschlag, die seit Augustinus klassische Ehezwecklehre nicht normativ, sondern kreativ aufzugreifen. Die drei Ziele Treue, Nachkommen und Sakrament wären heute nicht mehr als rechtliche Vorgaben zu verstehen, sondern als Hinweis auf ziemlich unausweichliche Lebensthemen familialer Existenz. Sie zeigen keine Lösungen an, sondern Existenzprobleme, zu deren gelingender Bearbeitung das Archiv der christlichen Tradition etwas beizutragen hat.

Was man theologie- und pastoralgeschichtlich dabei zu beachten hätte, macht Stephanie Klein deutlich. Der theologische Bezugspunkt aller lehramtlichen Aussagen über Familie ist nämlich bisher tatsächlich allein das

<sup>82</sup> Verena Rauen, *Die Zeitlichkeit des Verzeihens. Zur Ethik der Urteilsenthaltung*, Paderborn 2015, 353.

<sup>83</sup> Vgl. Zulehner, „Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor...“. *Zur Theologie der Seelsorge heute*. Paul M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner, Düsseldorf 1984.

<sup>84</sup> Inwiefern Lebensformen überhaupt als gescheitert bezeichnet werden können, nämlich funktional und normativ, das diskutiert Rahel Jaeggi in der Perspektive eines praxistheoretisch gewendeten Hegel vgl. Jaeggi, *Kritik von Lebensformen*, 227–234.

Sakrament der Ehe und nicht die Familie selbst. „Familie ist in der Theologie kein eigenständiges Thema. (...) Die Aussagen zur Familie leitet das Lehramt theologisch aus der Ehe-Theologie ab.“<sup>85</sup> Diesen vor allem auch im innerkirchlichen Sprachgebrauch viel zu selbstverständlichen Konnex „Ehe und Familie“ gelte es heilsam zu entflechten.

Treue beschreibt eine echte Sehnsucht der Menschen von heute. Sie braucht keine Verurteilung, wenn sie scheitert, sondern soziale Experimentierräume für treue Lebensgemeinschaften und geistliche Horizonte, die Treue nicht einfach einfordern, sondern ermöglichen. Theologisch ist Treue keine Leistung, sondern Gnade. Entscheidend ist nicht, was wir für Gott tun, sondern was Gott an uns tut – nicht ob wir die Leistung lebenslanger Treue schaffen, sondern dass Gott uns vom Glauben her immer treu sein wird, auch wenn eine Ehe erloschen ist oder man an der Liebe zum anderen Menschen scheitert.

Es gibt biblische Texte, die in genau diese Richtung zeigen. Im 2. Timotheus Brief heißt es über Beziehung von Gott und Mensch in Christus: „Wenn wir mit Christus gestorben sind, werden wir auch mit ihm auferstehen. (...) wenn wir ihn verleugnen, wird auch er uns verleugnen“ (2 Tim 2, 11b; 12b). Doch dieses Verhältnis eines „Wie du mir, so ich Dir“, das die Taten von Mensch und Gott gegenseitig aufrechnet, ist nicht das letzte Wort und auch nicht das letzte Wort dieses Textes. Der nächste Vers lautet überraschenderweise: „Wenn wir untreu sind, bleibt er doch treu. Denn er kann sich selbst nicht verleugnen“ (2 Tim 2, 13). Darin zeigt sich eine ganz andere Beziehung Gottes zu uns Menschen. Die Grenzen menschlicher Treue sind nicht die Grenzen der Treue Gottes zu uns. Darin liegt etwas von seiner Identität, nämlich die Beziehung nicht abubrechen, auch wenn Menschen sie einseitig beenden.

Das entbindet uns nicht von einer verantworteten Partnerschaft, von Wahrhaftigkeit in unseren Beziehungen. Aber es zeigt: Wir müssen die unauflösliche Treue Gottes nicht in unauflöselichen Lebensformen retten, denn sie ist uns immer schon zugesagt. Unauflöslichkeit, das ist eine zuerst theologische Kategorie und meint die Unauflöslichkeit der Treue Gottes zu jedem einzelnen Menschen. Was heißt es also für eine Theologie und Pastoral familialer Lebensformen, wenn die Treue Gottes größer ist als die Treue zu bestimmten Lebensformen?

**Sakramentalität als Unauflöslichkeit?** Von diesem Gottesbild her verändert sich das Sakramentenverständnis und damit auch die theologische Bewertung familialen Zusammenlebens. Die Kopplung von Sakrament und Unauflöslichkeit ist noch stark vom Vertragsdenken geprägt. Bis her ist es

---

<sup>85</sup> Klein, Ehe und Familie, 138.

so: „Obwohl die katholische Ehe-theologie die Ehe als Sakrament (...) bestimmt, Gottes Gnadenwirksamkeit also gerade in diesem Sakrament bis in die oft mühsame Alltäglichkeit hinein zuspricht, wird das Scheitern einer Ehe von Gottes Zuwendung – zumindest im Bereich der Lehre – nicht noch einmal umfassen.“<sup>86</sup> Hier gilt es weiter zu denken. Denn das Sakrament der Ehe begründet nicht einfach nur einen kirchenrechtlichen Tatbestand, der die Norm definiert und alles andere ausgrenzt. Theologisch wäre die Bedeutung des Sakraments geradezu umgekehrt zu verstehen. Nämlich nicht als sakramental gesteigerte Drohung, wenn man scheitert, (denn dann scheitert man ja nicht nur am Anderen, sondern auch noch an den Geboten Gottes und damit irgendwie an Gott selbst), sondern als Zusage einer größeren Hoffnung, die auch Beziehungsabbrüche und das Risiko eines Neuanfangs umfängt. Das Ehe-Sakrament ist eine Zusage, die nicht von einem Gesetz erstickt werden darf. „Häufig verhalten wir uns wie Kontrolleure der Gnade und nicht wie ihre Förderer. Doch die Kirche ist keine Zollstation, sie ist das Vaterhaus, wo Platz ist für jeden mit seinem mühevollen Leben“ (*Evangelii gaudium* 47).

Für die Ehe müsste man also theologisch entsprechendes Denken, was Karl Rahner einmal für das Sakrament der Priesterweihe angedacht hat: „Man könnte z. B. fragen, ob es wirklich mit dem sakramentalen Charakter des Priestertums unvereinbar wäre, wenn die Kirche ein selbstverständliches Ausscheiden aus dem Priestertum, ein Ausscheiden, das den Betroffenen nicht moralisch disqualifiziert, ins Auge fassen würde“<sup>87</sup>. Analog ließe sich fragen, ob es wirklich mit dem sakramentalen Charakter der Ehe unvereinbar wäre, wenn die Kirche ein mögliches Ausscheiden aus dem sakramentalen Ehebund, das die Betroffenen nicht moralisch disqualifiziert, ins Auge fassen würde. Eine von einigen Innsbrucker Professoren verantwortete Stellungnahme erinnert hier dogmatisch an den alten und den neuen Bund, den Gott mit den Menschen geschlossen hat. „Das kirchliche Denken kennt also den Gedanken eines in gewisser Weise gescheiterten Bundes, neben den ein neuer tritt, ohne dass der alte dadurch nichtig würde.“<sup>88</sup>

In vielen Diskussionsbeiträgen zum Thema ist also eine doppelte Sehnsucht zu erkennen: Wie können wir offensiv für die Dauerhaftigkeit der Ehe eintreten (Unauflöslichkeit) und zugleich den Neuanfang würdigen?

<sup>86</sup> Bucher, Ziemlich irrelevant, 91.

<sup>87</sup> Karl Rahner, Über die Zukunft der Gemeinden, in: Ders., Schriften zur Theologie 16, Zürich – Einsiedeln – Köln 1984, 160–177, 173.

<sup>88</sup> Theologisches Forschungszentrum RGKW, Nicht allein die katholische Christenheit erwartet ‚einen Sprung nach vorwärts‘. Plädoyer für eine mutige Lehrentwicklung, <http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/texte/1094.html> [Zugriff: 4. 6. 2015], hier Ziffer 34.

Wie kann man die einseitige Fixierung auf die Vergangenheit besser austarieren?

In der Trauliturgie heißt es: Was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen. Vielleicht ist dieser Satz aber in Wirklichkeit der erste Teil einer eigentlich viel umfassenderen Aussage. Gott hat nicht nur zu dem einen Zeitpunkt der Eheschließung mit den beiden Partnern zu tun, worauf sich das Trauversprechen bezieht, sondern doch wohl die ganze Zeit ihrer Existenz. Gott kann im Leben von zwei Menschen zeigen: Diese beiden Menschen gehören zusammen. Das wird in der sakramentalen Ehe vor Gott gefeiert. Was ist aber dann, wenn sich in der weiteren Lebensgeschichte zeigt, dass diese Beziehung irgendwann erloschen ist, dass sich die Menschen und Beziehungsnetze so verändert haben, dass sie nicht mehr zusammengehören? Was hat Gott dann damit zu tun? Wenn eine Beziehung auseinander geht, sind dann plötzlich daran allein die Menschen Schuld, während Gott seine Hände in Unschuld wäscht? Es ist ein Kernstück christlicher Theologie, dass Gott nicht nur für die gelingenden Aspekte des Lebens zuständig ist, sondern sich gerade dann als treuer Gott erweist, wenn Menschen mit Schmerz, Trennung und Verzweiflung konfrontiert sind.

Also: Bis, dass der Tod euch scheidet? Ist damit nur der biologische Tod gemeint, oder nicht auch der mögliche Tod einer Partnerschaft, wie man von der orthodoxen Tradition lernen könnte? Striet schreibt:

„Keinem anderen als Gott wird in diesem Augenblick des Glücks das gemeinsame Leben überantwortet, das doch in jedem Fall eine Grenze erfahren wird, die des Todes. Aber es gibt auch den Tod vor dem biologischen Tod. Im Hinblick auf das Scheitern von Beziehungen bedeutet dies: Es wird auf Gott gehofft, dass er das gewollte und dann doch gescheiterte gemeinsame Leben zu einem versöhnlichen Ende führt.“<sup>89</sup>

Wie verhält sich die aktuelle sakramentale Praxis der Kirche also zur Präsenz des lebendigen Gott im Leben der Menschen, wo er zeigt, dass Beziehungen auflösbar sind und nicht nur der biologische Tod am Ende des Lebens scheidet, sondern auch der Tod einer Liebe mitten im Leben? Für das Ende einer Ehe heißt das, so Ottmar Fuchs, „es ist nicht allein ihr Versagen, wenn ihre Treue scheitert, sondern es ist auch ein Versagen Gottes, der seine Treuzusage nicht eingehalten hat. Nicht nur die Eheleute, sondern auch Gott ist diesbezüglich in Verantwortung zu nehmen“<sup>90</sup>. Fuchs plädiert deshalb zu

<sup>89</sup> Striet, Bischof, tu was!,

<sup>90</sup> So Ottmar Fuchs in seinem Beitrag.

Recht in seinem Beitrag für die Möglichkeit einer Generativität des Ehe-Sakraments auch in eine neue Beziehung hinein.

Von daher müsste man die Schöpfungstheologie wohl auch viel ernster nehmen. Denn Schöpfung meint eben nicht eine einmal und ein für alle Mal eingerichtete Ordnung, in der das normative Ziel des Guten in der Vergangenheit fixiert vorliegt. Mit der Schöpfung wurde eine Schöpfung „continua“ begonnen, eine Dynamik der Kreativität. Gott erweist auch vom biblischen Zeugnis her seine ewige Treue paradoxerweise darin, dass er in all den Trennungen, Brüchen und Neustarts des Lebens immer neu mit uns beginnt, immer wieder, immer neu.

Das Existenzproblem intimer Nahbeziehungen hat sich verschoben von der Frage, wie halte ich es in einer unausweichlich institutionalisierten Bindung aus, zur Frage, wie lange und mit viel Kraft kann ich noch um diese Beziehung ringen. Aus der Beratungspraxis der Caritas wird deutlich: Ganz gegen das abqualifizierende Vorurteil der Oberflächlichkeit tun genau das viele Menschen heute eben mit einer Ernsthaftigkeit und Intensität, die manchmal zu einem Trennungseignis führt und manchmal bis an die Verzweigung reicht. Von daher wäre zu fragen, ob dem Ereignis der Befreiung aus einer für alle Beteiligten zerstörerischen Beziehung nicht selbst sakramentaler Charakter zukommt. Indem in einer Trennung nämlich auch aufscheinen kann, dass Gottes Treue größer ist als die Treue zu einer Lebensform, die einem die Luft zum Atmen nimmt.

Längst entstehen neue, säkulare Rituale einer Trennungs- oder Scheidungsfeier, um einem Lebensabschnitt auch ein erfahrbares Ende zu geben.<sup>91</sup> Wie verhält sich die aktuelle sakramentale Praxis der Kirche also zur Präsenz des lebendigen Gott im Leben der Menschen, wo sich zeigt, dass Beziehungen zu Ende gehen können und nicht nur der biologische Tod am Ende des Lebens scheidet, sondern auch der Tod einer Liebesbeziehung mitten im Leben? Damit zu einem dritten Aspekt.

**Elternschaft**, also Kinder beim Aufwachsen zu begleiten, das gilt heute als das letzte große Abenteuer. Der ehemalige Ehezweck „Nachkommen“ wäre heute nicht rechtlich oder als moralische Verpflichtung zu begreifen, sondern existenziell: Was heißt und wie geht verantwortete Elternschaft und dann vor allem: wie geht ein Zusammenleben mit Kindern, das ihnen ein eigenes Leben ermöglicht. Denn Elternschaft heißt ja sich irgendwie in dem

---

<sup>91</sup> Für Theologie und pastorale Praxis stellt dies echte Anfragen an ihre eigenen Handlungsformen. Vgl. für die Diskussion um „Scheidungsrituale“ Alexander Foitzek, Braucht es wirklich Scheidungsrituale? Herder-Korrespondenz 55 (2001), 220–222. Im Herbst erscheint die neue Studie des reformierten Pfarrers und Theologen Andrea Marco Bianca, Scheidungsrituale. Globale Bestandsaufnahme und Perspektiven für eine glaubwürdige Praxis in Kirche und Gesellschaft, Zürich 2015.

pädagogischen Paradox einzurichten, Kinder einerseits unausweichlich fremd bestimmen zu müssen, das aber andererseits so hinzubekommen, dass sie ein selbstbestimmtes eigenes Leben führen können. Wie kann man sich fehlerfreundlich und gnädig mit sich selbst in der permanenten Dauerüberforderung einrichten, die das Leben mit Kindern bedeutet? Wie könnte dann das spätmoderne Dorf aussehen, das passende aber flexible Netzwerk, das man in der Sorge um Kinder braucht, weil Familie eben nur gemeinsam zu schaffen ist?

Exemplarisch für den bisherigen lehramtlichen Diskurs heißt es in *Familiaris consortio* 21: „Die Ehegemeinschaft bildet das Fundament, auf dem die größere Gemeinschaft der Familie sich aufbaut. (...) Diese Gemeinschaft wurzelt in den natürlichen Banden von Fleisch und Blut.“<sup>92</sup> Dieser Konnex von Ehe gleich Familie gleich Blutsverwandtschaft der Kinder reicht allerdings nicht mehr, um heutigen Beziehungsrealitäten gerecht zu werden. Diese Sicht erkennt nicht, dass den familialen Beziehungen selbst eine eigenständige Bedeutung auch jenseits der Ehe als Paarbeziehung zukommen kann, in der sich auch eine eigenständige, sakramentale Qualität ereignen kann. Das drückt sich in Erfahrungen aus, wie sie Judith Holofernes, die Sängerin der Band „Wir sind Helden“ formuliert. Sie hat selbst die Trennung ihrer Eltern erlebt und meint von daher: „Wenn Paare in meinem Bekanntenkreis sich trennen, finde ich es auch heute beruhigend zu wissen: Die romantische Liebe der Eltern ist den Kindern im Grund scheißegal. Dem kleinen Kind geht’s nur um seine eigene Beziehung zu den Eltern. Solange beide weiter präsent sind, ist alles gut.“<sup>93</sup> Das ist sicherlich zugespitzt formuliert und kann nicht über die Belastungen hinwegtäuschen, die eine Trennung der Eltern für Kinder bedeutet. Aber es macht zugleich etwas Entscheidendes deutlich. Die Treue zur Verantwortung in den eigenen familialen Beziehungen und die Treue zur damit einmal verbundenen Liebes- und Paarbeziehung treten auseinander. Und das ist auch notwendig, damit das Ende der Paarbeziehung nicht das Ende der Beziehung zu den Kindern bedeuten muss.

Dem entspricht eine Erfahrung aus den Beratungsstellen der Caritas. Nicht die Unauflöslichkeit der elterlichen Partnerschaft ist dort entscheidend, sondern die Unauflöslichkeit der Elternschaft gegenüber den Kindern. Partnerschaftsbeziehungen können auseinandergehen. Die Verantwortung gegenüber den Kindern allerdings kann man nicht kündigen, so sagen dort viele. Auch wenn man die Partnerschaft nicht retten kann und

<sup>92</sup> Zitiert nach [http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/apost\\_exhortations/documents/hf\\_jp-ii\\_exh\\_19811122\\_familiaris-consortio.html](http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/apost_exhortations/documents/hf_jp-ii_exh_19811122_familiaris-consortio.html) [Zugriff: 29.5.2015].

<sup>93</sup> Judith Holofernes, Interview mit Max Fellmann, *SZ-Magazin* vom 14.2.2014, 20.



Eltern sich trennen – die Beziehung zu den Kindern bleibt, wie erfüllend oder kompliziert auch immer.

## Was tun? Handlungsperspektiven

### Vielfalt des Doing Family pastoral begleiten

„Pastoral der Lebensformen, das hieße (...) endlich aufzuhören mit den unrealistischen Diskursen über Ehe und Familie, unrealistisch in idealistischer Überhöhung wie rechtlicher Normierung. Und es hieße, das, wofür man steht, Treue, Kreativität und den Glauben an die Unverbrüchlichkeit von Gottes Liebe, in heutigen Zeiten und ihren Lebensformen zu entdecken.“<sup>94</sup> Was Rainer Bucher hier formuliert, das lässt sich als eine doppelte Koordinatenverschiebung zusammenfassen: Entidealisierung der theologischen Familiendiskurse auf der Glaubensebene und Sanktionsbefreiung familialer Lebensbewältigung in den kirchlichen Praktiken. Damit wäre in der Caritaspraxis eine heilsame Entspannung ermöglicht: „Sie kann gelassen damit rechnen, dass nicht nur Ehen, sondern auch andere Formen von Lebensgemeinschaften die Qualität des Heiligen aufweisen können, d. h. ein Ort sein können, an dem sich die ‚verborgendste Mitte‘ dieser Menschen und ihrer Beziehung die Stimme Gottes rettend und heilend vernehmen lässt (LG 16). Die Vielfalt der Lebensgemeinschaften verliert so den (...) Charakter eines zu bearbeitenden Problems: die Pastoral findet in ihr statt dessen eine positive Herausforderung, Lebenswirklichkeit menschengerecht zu gestalten“<sup>95</sup>. Und Christoph Morgenthaler schreibt: „Seelsorge verstehe ich (...) nicht als Mittel zur Aufrechterhaltung der traditionellen Kernfamilie als ‚heilige Familie‘, sondern als Begleitung, Orientierung und Entscheidungshilfe bei der Entwicklung und Gestaltung vielfältiger, auch ungewohnter familiärer Lebensformen.“<sup>96</sup>

### Kinder nicht unterschätzen

Auch die Frage welche Familienform für Kinder die Beste ist, kann man nicht einfach mit einem Lebensmodell beantworten. Grundsätzlich scheint klar: „Selbstbewusste und zufriedene Kinder wachsen dort auf, wo private

---

<sup>94</sup> Bucher, *Ziemlich irrelevant*, 100 f. Vgl. auch seinen Beitrag in diesem Band.

<sup>95</sup> Dinges, *Lebensgemeinschaften*, 97.

<sup>96</sup> Morgenthaler, *Systemische Seelsorge*, 53.

Bindung, Verlässlichkeit und auch hinreichende materielle Versorgung vorhanden sind. Stabile familiäre Paarbeziehungen (...) sowie eine adäquate Erwerbsbeteiligung der Eltern wirken präventiv, sichern Lebenschancen und fördern letztlich auch die persönliche Stabilität und Zufriedenheit der Kinder<sup>97</sup>, so die Erste World-Vision-Studie. Doch wie es zu diesen stabilen familiären Beziehungen kommt, das ist nicht vorgezeichnet, sondern muss im Doing Family immer neu ausgehandelt werden. Für Kinder scheint es deshalb fast „egal ob verheiratet oder rekombiniert mit neuen Partnern“, wie im obigen Zitat noch angefügt ist.

Grundsätzlich hat sich der Blick auf Kinder in den vergangenen Jahren stark verändert. Sie werden nicht mehr als bedrohte, verletzte Wesen gesehen, sondern als kompetente Konstrukteure ihrer Welt. Auch kleinere Kinder müssen gerade nicht in einem „spannungsfreien und unterhaltsamen Milieu“<sup>98</sup> bespaßt und vor der Welt noch ein klein wenig bewahrt werden. Nein, die ganze Welt ist vielmehr selbst zu einer großen Bildungsgelegenheit geworden und Kinder sind darin „Forscher, Künstler, Konstrukteure“<sup>99</sup>, so Hans-Joachim Laewen und Beate Andres. Ob sie das auch wirklich sein können, liegt weiter in hohem Maß an den familiären Voraussetzungen. Vor allem wenn mehrere Probleme zusammenkommen stimmt die Einschätzung: „Überforderte Familien produzieren überforderte Kinder.“<sup>100</sup> Zugleich kommen aber die meisten Kinder mit den etwas fragileren Lebensbedingungen besser zurecht, als man meint. Kinder besitzen mehr Widerstandsfähigkeit (Resilienz) als die Erwachsene Bewahrpädagogik ihnen zutraut. Und sie brauchen kreativere Unterstützung, wenn alles wegbricht oder vieles nie vorhanden war, als aktuell geleistet wird.

## Mitbauen am spätmodernen Dorf

Eine der treffendsten Formulierungen wird einem afrikanischen Ursprung zugeschrieben: „Um ein Kind zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf.“ Gerade mit kleinen Kindern gelingt Familie, so könnte man sagen, wenn nicht alles im engsten Familienkreis passieren muss, wenn die Einzelnen auch legitime Orte außerhalb haben dürfen. Denn die größte Gefahr solcher intimen Kleingruppen ist ihre Überhitzung.

<sup>97</sup> Schneekloth – Leven, Familie als Zentrum, 109.

<sup>98</sup> Donata Elschenboich, Weltwissen der Siebenjährigen, München 2002, 18.

<sup>99</sup> Hans-Joachim Laewen – Beate Andres (Hg.), Forscher, Künstler, Konstrukteure. Werkstattbuch zum Bildungsauftrag von Kindertageseinrichtungen, Weinheim u. a. 2002.

<sup>100</sup> Schneekloth – Leven, Familie als Zentrum, 109.

Doch ein in diesem entlastenden Sinn ursprüngliches Dorf gibt es nicht einmal mehr auf dem Land. Jede Familie muss es für sich selbst erst organisieren. Und das ist heute eben wirklich nicht einfach. Was in früheren Familienberichten als strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber Kindern bezeichnet wurde, heißt heute „institutional gap“. Familienpolitik orientiert sich immer noch zu sehr an der nicht mehr normalen Normalität der Hausfrauen-Ehe: Das Ehegattensplitting begünstigt eine Paarbeziehung, aber nicht Familien. Es gibt viel zu wenige Teilzeitarbeitsplätze und Teilzeitarbeit ist sowieso noch viel zu stigmatisiert. Dann müsste das spätmoderne Dorf der Familien aus KiTas bestehen, zu denen ein Vertrauensverhältnis besteht, weil sie gute Bildungs-Orte für Kinder sind und zeitlich flexibel organisiert. Denn sie sind eben Teil eines familiären Netzwerks, an dem auch Großeltern, Nachbarn und gute Freunde beteiligt sind.

Kirchliche Orte müssten dazu allerdings manchmal das tief sitzende Misstrauen des Familialismus überwinden, dass dieses Dorf im sozialen Nahraum Familien nicht bedroht, sondern erst ermöglicht.

## Pastorale und sakramentale Übergangskompetenz entwickeln

Eines der Hauptprobleme für familiäre Lebensformen heute ist die Bewältigung und Gestaltung von biographischen und familienformbezogenen Übergängen. Viele Kinder erleben im Laufe ihres Aufwachsens verschiedene Familienformen, sind von Trennungen der Eltern betroffen, müssen sich auf neue Familienmitglieder einstellen oder die Beziehung zu weiter weg wohnenden Bezugspersonen aufrechterhalten. Gleiches gilt für die immer neu auszutariierenden Gleichgewichte in der Partnerbeziehung.

Die katholische Theologie scheint auf diese Herausforderung schlecht eingestellt. Mit der Unauflöslichkeit der Ehe und einer normativ komplexeren Geschlechterrollenzuweisung basiert die ganze Ehe- und Familienlehre auf unwandelbaren Ganzheiten. Damit können die gegenwärtigen Problemzonen, nämlich Übergänge und familiäre Neukonstellationen, nicht wirklich konstruktiv begleitet werden. Sie bleiben eben konzeptionell auf der Außenseite des Gewollten verbucht.

Theologie müsste sich von daher ganz neu auf Übergänge und die ereignisbezogene Drift in den Lebens- und Familienbeziehungen einstellen.<sup>101</sup> Sie hätte die Kraft ihre sakramentalen Riten gerade nicht zur Abdichtung zerbrochener Stabilitäten einzusetzen, sondern zur Bestärkung und Beglei-

---

<sup>101</sup> Vgl. zu den anstehenden Transformationen Schüßler, *Mit Gott neu beginnen*, Kap V. 213–337.

tung in der Veränderung von Familien und den Menschen, die in ihnen leben und füreinander Verantwortung übernehmen.

### Ansprüche an „Familie und Gemeinde“ begrenzen

Im sozialformkritischen Kirchendiskurs wird oft beklagt, dass die Gemeinde nach dem Harmonieideal der Familie gestaltet wird. Michael Ebertz etwa meint, dass viele Menschen sich gerade deswegen nicht mehr in die „pfarrheimlich verlängerten Wohnzimmer anderer begeben wollen“<sup>102</sup>. Hier interessiert nun aber die Vermutung, dass das Phänomen quasi in zwei Richtungen funktioniert, also auch umgekehrt. Denn der Kontakt mit Pfarrgemeinden kann in Familien dazu führen, dass die Harmonie- und Normerwartungen, die dort vermutet werden, auf die familiäre Lebensführung zurückdrücken. Eine Studie der evangelischen Kirche ergab, dass Alleinerziehende und ihre Kinder durch ihre Existenzkrise oft wieder intensiv an Glaubenthemen interessiert sind, sogar eine späte Taufe in Erwägung ziehen, es dann aber nur selten wirklich tun. Begründung: „Man kann eben nicht eine richtige Familie vorweisen und kann sich deswegen nur schwer vorstellen, ‚da so alleine vor der Gemeinde‘ zu stehen – auch wenn man die Taufe gerne vollziehen würde.“<sup>103</sup>

Ein weiterer Knackpunkt: Der Umgang mit vielen, oft widersprüchlichen zeitlichen Ansprüchen wurde weiter oben als ein neues Hauptproblem entdeckt. Im Verhältnis von Familie und Gemeinde wird es dann aber problematisch, wenn sich beide als Intensiv-Vergemeinschaftungen verstehen. Kirchlicherseits wünscht man sich oft Familien, die mit Haut und Haar in der Gemeinde leben. Und in jeder Pfarrgemeinde finden sich ja auch ein paar Familien, die als der „harte Kern“ fast ihre ganze freie Zeit mit gemeindlichen Aufgaben verbringen. Doch nur selten gelingt die idealisierte Totalidentifikation von Familienzeit und Gemeindeengagement. „De facto (...) sind Kirchengemeinschaften und Familien Konkurrenten um das rare Gut der Freizeit. De facto finden wir nicht ganze Familien, sondern einzelne Familienmitglieder in den Gemeinschaften der Kirche. Fördert das die Gemeinschaft in der Familie? Es fehlen eigentlich Konzeptionen bei uns, in der kirchlichen Praxis wie in der Praktischen Theologie, Vorstellungen darüber, wie sich Kirchengemeinden in ihrem Anspruch auf die Familie

<sup>102</sup> Michael N. Ebertz, Wider den Wohn-Territorialismus, in: *Lebendige Seelsorge* 55 (2004), 16–17, 17.

<sup>103</sup> Sozialwissenschaftliches Institut der evangelischen Kirche in Deutschland, zitiert nach Michael Domsen, Welche Kirche braucht die Familie?, in: *Pastoraltheologie* 96 (2007), 350–365, 364.

sinnvoll begrenzen sollen und wie man zu flexibel aushandelbaren Grenzen zwischen Gemeinschaftsansprüchen der Familie und der Kirche kommt.“<sup>104</sup>

Vielleicht kann man es abschließend so sagen: So wie die Pfarrgemeinde nicht mehr die einzige zentrale Vollform von Kirche ist, so ist die vollständige, heterosexuelle Kleinfamilie nicht mehr die einzige, zentrale Vollform familialen Lebens. Und beides könnte man als gute Nachricht verstehen. Denn sie entlastet und macht deutlich, dass wir nie aus unseren Perfektionsansprüchen leben, sondern immer auf etwas angewiesen sind, was größer ist als die eigene Familie, die eigene Gemeinde, die kleine Welt der eigenen Projekte.

---

<sup>104</sup> Eberhard Hauschildt, *Kirchenbindung und Gemeinschaft*, EvTh 68 (2008), 130–143, 134 f.